

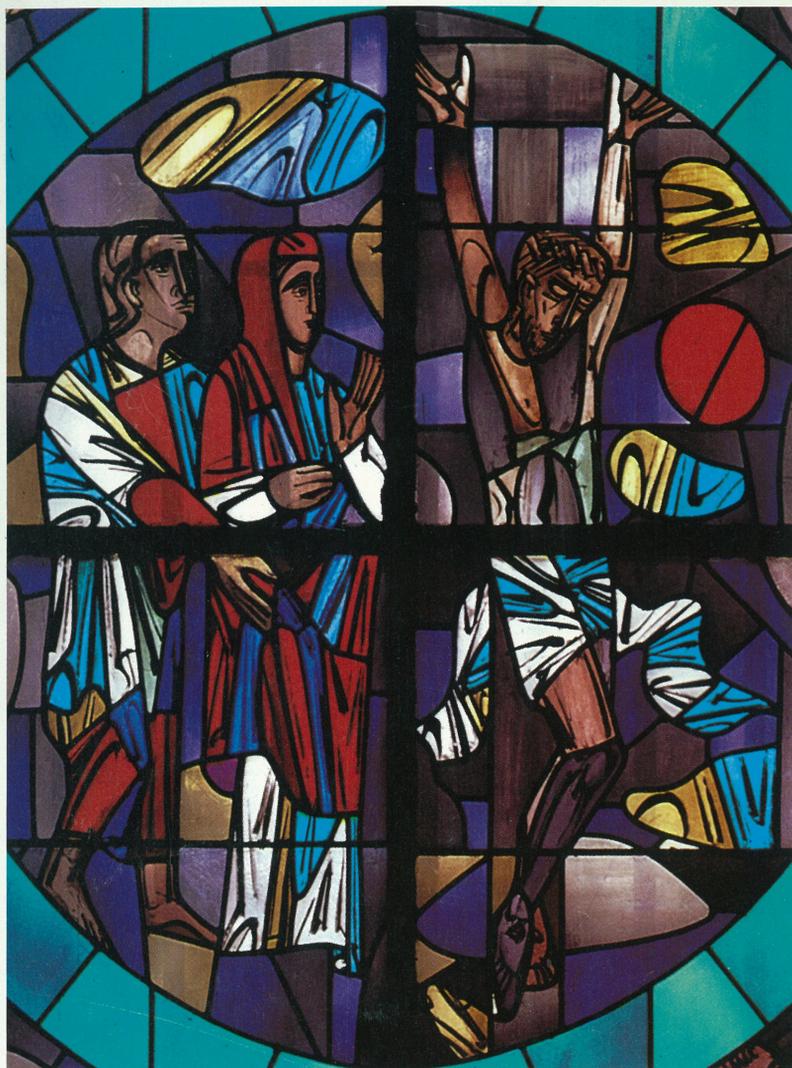
Juli/August 1989

E 22375 F

DIAKONIE

Theorien · Erfahrungen · Impulse

4



Frauen und Männer in der Kirche

Herausgeber:

Präsident Pfarrer Karl Heinz Neukamm, Stuttgart
 in Gemeinschaft mit
 Landesbischof (em.) D. Helmut Claß, Stuttgart; Pfarrer Paul Haug,
 Zürich; Direktor Hans-Wolfgang Heßler, Frankfurt/Main; Direktor
 Günter Hitzemann, Berlin; Generalsekretärin Kerttu Inkala, Helsinki;
 Oberin Annemarie Klütz, Berlin; Oberkirchenrat Dr. Ernst Petzold,
 Berlin; Professor Dr. Dr. Paul Philippi, Heidelberg/Sibir; Bischof i. R.
 Hermann Stücher, Frankfurt/Main; Professor D. Heinz Wagner,
 Leipzig; Generalsekretärin Hildegard Zumach, Bergisch-Gladbach.

Redaktion:

Richard Boeckler, (verantwortlich)
 Ulrike Baumgärtner, Peter Moll, Uwe Schwarzer,
 Gerhard Wolfermann.
 Postfach 10 11 42, 7000 Stuttgart 10, Tel. (07 11) 21 59-4 78

Redaktionsbeirat:

Irmgard Ebert; Dr. Hans-Otto Hahn; Hans Kober;
 Prof. Dr. Albrecht Müller-Schöll; Prof. Dr. Horst Seibert;
 Dr. Walther Specht; Prof. Fritz-Joachim Steinmeyer.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser	Seite 189
Gemeinsam dienen – Frauen und Männer in einer diakonischen Kirche	
<i>Karl Heinz Neukamm</i>	190

Thema

Durch Krisen zu einer neuen Lerngemein- schaft – in Diakoniewerken und in der Kirche	
<i>Erika Schuchardt</i>	194
Von der Schwierigkeit, kirchliche Leitungs- kompetenz zwischen Frauen und Männern zu teilen	
<i>Eva Renate Schmidt</i>	201
Kein Dienst ohne Freiheit eines Christen- menschen	
Was Mitarbeiterinnen erleben	207

Bibelarbeit

Maria und Marta: Eine Aufforderung zum geschwisterlichen Streit	
<i>Sybille Fritsch-Oppermann</i>	215

Glosse

»Frau Vikarin«, aber nicht »Frau Pastorin«	
<i>Alex Funke</i>	218

Praxis

Sie läßt sich doch bewegen – Frauen verändern Kirche	
<i>Jutta Schmidt</i>	219
Die Mobile Frauenakademie (MOFA)	
<i>Gerta Scharffenorth/Heidi Lauterer-Pirner</i>	222

Gegen das Gefühl der Vereinzelung	Seite
Die Europäische Gesellschaft für theolo- gische Forschung von Frauen	
<i>Sebastian Klusak</i>	226

Voten zur EKD-Synode

Dienstgemeinschaft konkret Was Frauen und Männer in der Diakonie von der EKD-Synode 1989 erwarten	229
---	-----

Geschichte

Diakonie und Berufstätigkeit von Frauen Anmerkungen zur Geschichte	
<i>Jutta Schmidt</i>	234

Dritte Welt

Die Frauen trifft es am härtesten . . . Die Auswirkungen der internationalen Schuldenkrise auf die Frauen in der Dritten Welt	241
--	-----

Im Blickpunkt

Langzeitarbeitslose – endlich politisch aktuell	
<i>Fritz-Joachim Steinmeyer</i>	I
Änderung des Heimgesetzes	
<i>Uwe Schwarzer</i>	III

Bücher

Anschriften der Mitarbeiter	252
-----------------------------	-----

DIAKONIE, Zeitschrift des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Internationalen Verban-
 des für Innere Mission und Diakonie, erscheint zweimonatlich · Alle Rechte vorbehalten · Jahresabonnement DM 44,-
 einschl. MWSt. und Porto · Verlag: Verlagswerk der Diakonie GmbH, Leitung: Hans Kober, Kniebisstraße 29, Postfach 10 11 42
 7000 Stuttgart 10, ISSN 0341-826 X
 Konto: Stuttgarter Bank 5 752 020 (BLZ 600 901 00) · Hergestellt in der Grafischen Werkstätte der Gustav Werner Stiftung
 zum Bruderhaus, 7410 Reutlingen 1.
 Titel: Kreuzigung, Crucifixion (Detail), Wilhelm Geyer 1955, Dom zu Aachen
 Ausführung und Foto: Glasmalerei Dr. H. Oidtmann, Linnich, ars liturgica Kunstverlag Maria Laach, Kartennr. 5356

Liebe Leserin, lieber Leser

Vielleicht sind Frauen doch religiöser. Oder sind sie nur musikalischer? Für den Kirchenchor, so der Organist, suche er händeringend nach drei Bässen. Und daß auch der Tenor eine Verstärkung vertragen könne, wolle er auch nicht gerade abstreiten. Wie denn solle bei so schwacher Männerbesetzung das »Jesu, meine Freude« in der nötigen Klangfülle den Gottesdienst schmücken...

Die schwache Männerbesetzung fand sich beim darauffolgenden Gottesdienst allerdings nicht nur im Kirchenchor. Auch die Bänke unterhalb der Orgelempore waren fast nur mit Frauen besetzt. Wo blieben die Männer? Man mußte schon nach ihnen suchen in der zum festlichen Gottesdienst ansonsten nicht schlecht besuchten Kirche.

Aber man muß das ja auch sonst – in der Kirche nicht nur, auch nicht nur im Kirchenchor. Denn überall, wo Kirche heute in Aktion ist, ausgenommen der Kirchentag mit seinen jungen Leuten, ist Kirche die Sache der Frauen. Auf den bundesdeutschen Bahnhöfen in den Niederlassungen der Bahnhofsmision. In Diakoniekrankehäusern auf den Stationen, in den Pflegeeinrichtungen bei der Pflege. Auch in den Telefonseelsorge-Teams, wo rund um die Uhr größtenteils Frauen den orientierungslos gewordenen oder verzweifelten Anrufern erste Ratschläge geben. Ja, sie sind religiöser, die Frauen in der Kirche, deshalb wohl auch zupackender, realitätsbezogener, vielleicht auch musikalischer.

Und die Männer? Die Wortverkünder und Sachwalter des Gebildes organisierte Kirche – sollten sie sich jetzt nicht umgehend mit ihren Schwestern die Aufgaben teilen? Gerade wo es in ausreichender Zahl auch Theologinnen und andere ausgewiesene Fachfrauen gibt? Der Schnitt dürfte tatsächlich überfällig sein. Aber die Operation »Proporzarithmetik«, wird sie alleine ausreichen?

»Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche.« Mit diesem Leitthema für die diesjährige EKD-Synode hat die evangelische Kirche ein wichtiges Thema angesprochen: Ob wir uns nicht zu einer neuen Lerngemeinschaft entwickeln können, wie es Erika Schuchardt in ihrem Artikel vorschlägt, in der Frauen und Männer ihre Kommunikationsprobleme in Sachen ‚Gemeinschaft‘ auch als Problem der Beziehungsfähigkeit und damit als sogenannte ‚Behinderung‘ anerkennen? Das wäre nach Schuchardts Lernmodell einer Krisenverarbeitung der erste Schritt aus der Krise einer als nicht mehr stimmig empfundenen Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche.

Die Kirche ist auf eine echte Gemeinschaft von Frauen und Männern angewiesen – und nur dort, wo der Dialog beginnt, hört die Konfrontation auf. In den Dialog treten heißt aber zuerst, der anderen Seite zuhören zu können, sich Unbequemes anzuhören. Für manchen Leser werden die Beobachtungen Eva Renate Schmidts zur Leitungsstruktur in der Kirche unbequem sein, aber wir sollten auch oft tabuisierte Themen wie Macht – offen und verschleiert ausgeübt – Machtmißbrauch und wirkliche Teilung von Macht auch aus der Sicht der Frauen ansprechen und in den Dialog miteinbeziehen.

Im Erfahren von Gemeinschaft, von fehlender und von leidend erlebter, haben Frauen einen eindeutigen Vorsprung. Und sie haben, außerhalb wie innerhalb der Diakonie, angefangen darüber nachzudenken, auch theologisch darüber zu reflektieren. Ihr Dialogangebot an die Synode ist die Preisgabe einer altererbten Bequemlichkeit wert.

Einige diakonische Stimmen dazu möchten wir mit diesem DIAKONIE-Heft offerieren.

Ulrike Baumgärtner/Richard Boeckler

Karl Heinz Neukamm

Gemeinsam dienen – Frauen und Männer in einer diakonischen Kirche

In der gegenwärtigen Diskussion über Frauen und ihren Platz in Kirche und Gesellschaft wird mit Recht manches Defizit, ja auch Unrecht beklagt. Vieles haben Generationen vor uns zu selbstverständlich hingenommen – auch den Dienst der Frauen im Haus, als Mutter in der Familie, als Schwester im Krankenhaus oder in Pflegeeinrichtungen. Aber es ist nicht recht, nur von der Fron der Frau im Dienst und von der Macht der Männer in der Herrschaft über die Frauen zu reden – Töne, wie sie auch beim letzten Kirchentag in Berlin da und dort angeschlagen wurden. Sind nicht auch seit mehr als hundert Jahren Männer in der Pflege tätig, in vielen Krankenhäusern und Heimen, sogar den Frauen unterstellt? Pflegen nicht auch Männer in aller Stille ihre pflegebedürftigen Frauen, solange die Kräfte reichen? Im übrigen: Wenn sich Frau und Mann im Blick auf Haushalt, Familie und Kindererziehung und die Erwerbstätigkeit außerhalb der Familie in Freiheit verständigen, dann haben andere kein Recht, die freie Entscheidung zweier Menschen ständig zu karikieren. Wenn Frauen ihren Männern den Rücken für die beruflichen Belastungen freihalten und ihren Partner in seiner beruflichen Laufbahn unterstützen, wenn Mütter ihre Familienarbeit und den Erziehungsdienst an Kindern leisten, dann verdient das Dank, Respekt und die entsprechende rechtliche und materielle Anerkennung im Blick auf die Versorgung im Alter.

Männer und Frauen in Bindung und Freiheit

Nicht wenige Frauen, die berufliche Karriere machen, danken dies ihren Hausmännern. Es ist mehr als erfreulich, daß es in der jüngeren Generation zu einer neuen Arbeitsgemeinschaft und Verteilung der Lasten kommt.

Schmerzlich bleibt freilich, daß in vielen Positionen der Gesellschaft, der Politik, der Wirtschaft und auch der Kirchen und ihrer Diako-

nie die Männer dominieren. Es fällt einer Frau mit Kindern schwerer, beide Bereiche, den beruflichen und den häuslichen familiären ohne empfindliche Defizite und Enttäuschungen in einem oder anderen Bereich auszufüllen. In diesem Zusammenhang kann es nicht nur erfreuen, daß eine wachsende Zahl junger Frauen um einer beruflichen Leistung willen auf Ehe, Familie und Mutterschaft ganz verzichtet. Gott hat den Menschen als Mann und Frau füreinander bestimmt. An diese Bestimmung zum Leben in Ehe und Familie hat in einer Zeit des Traditionsabbruchs und einer zunehmenden Zahl nichtehelicher Lebensgemeinschaften gerade die Kirche immer wieder neu zu erinnern.

Die Diakonie der Kirche hat aber auch in großer Dankbarkeit daran zu erinnern, daß seit der Mitte des letzten Jahrhunderts viele Frauen sich in den Dienst als Diakonisse rufen ließen und in der Freiheit der Christusnachfolge auf Ehe und Familie verzichteten. Diese Frauen haben mit ihren Kräften dem Elend und der Not vieler Menschen geholfen. Wir vermissen sie heute an vielen Orten schmerzlich.

Männer und Frauen mit gleichen Rechten und Pflichten

Wenn in diesem Jahr der 40. Geburtstag der Bundesrepublik Deutschland und die Erinnerung an das Grundgesetz dankbar begangen werden, dann ist an eine Verfassungsbestimmung zu erinnern, die mit mehr Anschauung und Erfahrung gefüllt werden muß: Männer und Frauen sind gleichberechtigt (Art. 3, 3 Grundgesetz). Die Frage bleibt: Stehen den Frauen die gleichen Chancen, alle Türen, alle Positionen wie den Männern offen? Die Kirche mit ihrer Diakonie hat diese Fragen besonders zu stellen. Mehr als dreiviertel der diakonischen Mitarbeiter sind Frauen. In den Kirchengemeinden sind Frauen die engagierten Gemeindeglieder. Sie sind nicht nur treuer im Gottesdienstbesuch, sie stehen im Ehrenamt, im

Besuchsdienst, in der Nachbarschaftshilfe und beim Sammeln zur Verfügung. Wie würde wohl die Statistik von »Brot für die Welt« aussehen, wenn nicht vor allem Frauen die Spenderinnen wären?

Wie können Frauen und Männer ihre jeweiligen Gaben und Talente so entfalten, daß sie zum Segen für viele weitergegeben werden? Es bedarf sicher nicht nur gesetzlicher Quotenregelungen, es bedarf der Mutmacher, die Frauen mit ihren besonderen Gaben, Einsichten und Erfahrungen fördern und ihnen Wege zu verantwortlichen Positionen öffnen. Wer aus vielen Prüfungen in kirchlichen und diakonischen Ausbildungsstätten weiß, daß Frauen häufig die besseren Ergebnisse haben, kann nur bedauern, daß diesen Frauen dennoch der Zugang zu vielen Leitungsaufgaben nur unter vielen zusätzlichen Mühen sich erschließt, so daß sie auf diesem steinigen Weg oft aufgeben.

Gott der Schöpfer hat Mann und Frau, Adam und Eva miteinander und füreinander, nicht gegeneinander geschaffen, und Jesus hat sich den Frauen in besonderer Weise zugewandt. Er erinnert mit seinem Verhalten daran, daß Frau und Mann Gottes Geschöpfe mit gleicher Würde sind. Schon bei der Auferweckung Christi treten die Frauen als die ersten Zeuginnen dieser Tat Gottes aus dem Schatten der männlichen Jünger, die zunächst hinter verschlossenen Türen die weitere Entwicklung abwarten.

Wie stark Frauen unsere Bilder von der Diakonie prägen, sei nur eben angedeutet. Maria und Martha stehen für Zeugnis und Dienst der Frau. Die heilige Elisabeth und viele ihrer Nachfolgerinnen sind einen Weg gegangen, dem viele Frauen in der Mitte des letzten Jahrhunderts folgten, als sich die Türen von Mutterhäusern und damit verbundenen Ausbildungsmöglichkeiten öffneten und sich in ihnen Frauen sammeln konnten, die bereit waren, in Gemeinschaft mit anderen dem Elend und der Not vie-

ler Menschen zu begegnen. Daß wir heute von einem wachsenden »Pflegetotstand« sprechen müssen, hat einen seiner Gründe darin, daß diese besondere Form des Dienstes von Frauen nicht mehr die Anziehungs- und Ausstrahlungskraft vergangener Jahrzehnte besitzt. Wir können nur in herzlicher Dankbarkeit an den Segen dieser besonderen Frauengemeinschaften denken. Sie haben das Kapital begründet, das bis auf diesen Tag unsere Kindergärten und Pflegeeinrichtungen, unsere Krankenhäuser und Altenheime besitzen.

Der Dienst Christi an allen seinen Kindern, an Frauen und Männern

Wer Christus bei seiner Arbeit zusieht, erfährt vor allem, daß er zum Dienen und nicht zum Herrschen in diese Welt gekommen und unser Bruder geworden ist. Er zieht die Schürze an, gießt Wasser in ein Becken und wäscht als Zeichen seiner Liebe seinen Jüngern die Füße (Joh 13).

Martin Luther erinnert: »Wer in der Kirche Gebieter sein will, der muß vorher die Kleider ausziehen wie Jesus Christus.« Das gilt für Frauen und Männer! Christus geht in die Tiefen des menschlichen Elends, sagt und lebt es: »Kommt her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.« (Matth 11, 28). Er sieht den einzelnen, der seine Hilfe braucht: »Zachäus, steig eilend herunter!« (Lk 19, 5). Er identifiziert sich so sehr mit den Hilfebedürftigen, daß er sagen kann: »Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben.« (Matth 25, 35). Niemand wird übersehen und verachtet, niemand wird lieblos weggeworfen. Alle Menschen sind in gleicher Weise mit einer unverlierbaren Würde und einem unzerstörbaren Wert ausgestattet.

Wenn wir Dienstgemeinschaft leben und praktizieren wollen, dann müssen wir vorher Dienstgemeinschaft erfahren haben. Dienstgemeinschaft läßt sich im tiefsten Sinn des Wortes nur am Abendmahlstisch Jesu Christi erfahren. Nur von daher kann Dienstgemeinschaft beschrieben werden. Jesus deckt seinen Abendmahlstisch für alle. Er lädt ein und ist Gastgeber und Gabe zugleich. Die Füße dieses Tisches stehen zu beiden Seiten der Grenzen, die wir Menschen ziehen. An den Tisch dieser Liebe dürfen alle kommen. Christus selbst verteilt die Plätze. Bei ihm gibt es keine Zulassungsbeschränkungen oder das Erfüllen bestimmter Qualifikationen. Wir dürfen deshalb einander nicht zurückstoßen. Wir können einander nicht gegenseitig von diesem Tisch ausschließen. Es kommen die Männer mit den Frauen, die Alten mit den Jungen, die Einheimischen mit den Ausländern. In dieser Gemeinschaft der Empfangenden allein erfahren wir, daß Dienstgemeinschaft zunächst einmal von dem Dienst lebt, den Christus in der Gemeinschaft der Frauen und Männer tut. Müssen nicht viele in der Diakonie Tätige, vor allem Frauen, die Geschichte von der Maria und der Martha und »dem einen, was nottut«, als sehr ungerecht empfinden? Wird nicht der kontemplative Dienst der Maria, das Hören höher bewertet als der zupackende Dienst mit den Händen der Martha? Es geht um das Heil, um die Rettung, um die große Zukunft der Geschöpfe Gottes. Was wir brauchen, wovon wir leben, ist die Zuwendung Jesu zu uns. Seine Botschaft, sein Wort, sein Evangelium. Was er tut, ist das Entscheidende. Aus seinem Dienst an uns erwächst dann die Freude und die Freiheit zum Dienst für den Nächsten. Wir bleiben mit unserer Diakonie den Nöten auf der Spur, aber wir werden kein Paradies auf Erden schaffen. Wir empfangen Liebe, damit wir unsererseits Liebe üben – »zwischen dem Abendmahlstisch und den Bedürftigen«, wie die sogenannten Lima-texte den Standort der Diakonie in Christi Namen bezeichnet haben. Da allein entsteht und

wächst Dienstgemeinschaft, am Tisch der Liebe Christi. Wie Männer und Frauen miteinander am Abendmahlstisch die Liebe Christi erfahren, so können sie gemeinsam diese Liebe weitergeben. Wir leben alle von seiner Güte und Gnade – und diese erfahrene Gnade und Barmherzigkeit befreit zum Dienst für den Nächsten. Wir brauchen auch heute Frauen und Männer, die in dieser Freiheit alle ihre Gaben, Kräfte und Talente in den Dienst stellen – in der Dienstgemeinschaft der Befreiten. Das ist die tiefste Befreiungstheologie. Über die Plätze in dieser Dienstgemeinschaft entscheiden nicht synodale Quotenregelungen. Über die Plätze in der Nachfolge im Christudienst der Nächstenliebe entscheidet der Herr allein.

Mit Christus dienen in der Dienstgemeinschaft der Befreiten

Dienende Menschen haben es heute schwer. Wir tun uns leichter, eine Maschine zu bedienen als uns zum Dienst am alten, behinderten und kranken Menschen zu bekennen. Ein Vorurteil geht um: Wer dient, ist fremdbestimmt. Wir alle wehren uns gegen Herrschaft, Autorität und Gesetz. Wir lieben die persönliche Freiheit. Wie passen Dienen und Selbstverwirklichung zusammen?

Während der Apostel Paulus über seine Zeitgenossen klagt, daß »sie alle das Ihre suchen«, wird uns Heutigen suggeriert, daß genau dies die Aufgabe eines Lebens sei. Bei Plato wird uns ein Gespräch des Sokrates mit einem Redner namens Kallikles überliefert. Sokrates empfiehlt den Dienst am Gemeinwesen, Kallikles antwortet: »Wie kann wohl ein Mensch glücklich sein, der irgend jemandem dient?« Klaus Bockmühl, der eben verstorbene, in Vancouver tätige theologische Lehrer, hat in einem Aufsatz »Mit Christus dienen« an diesen Dialog erinnert. Er besinnt sich darauf, daß in der antiken Ethik die Handwerker und Dienstboten verachtet waren, weil sie für andere leben mußten. Bock-

mühl erinnert auch an Nietzsche und seine Idee vom Übermenschen. Er hatte für die christliche Diakonie mit ihrem biblischen Auftrag, die Kranken, Armen und Schwachen zu erhalten, nur Verachtung, Hohn und Spott übrig. Sind wir nicht heute mit den Möglichkeiten und möglichen Folgen pränataler Diagnostik wieder in der großen Versuchung, einem behinderten Leben von vornherein das Lebensrecht abzusprechen? Sind wir nicht schon wieder der Meinung, daß nur der Stärkere ein Recht auf Leben hat, während der Schwache besser gar nicht erst geboren wird?

In der Schule Christi allein lernen Frauen und Männer, daß es zum Prozeß eines Lebens gehört, das Ich kleiner und das Du größer zu schreiben. Der Nächste, der Hilfe braucht, steht so sehr in der Mitte des Denkens und Handelns Jesu Christi, daß er sich mit dem Nächsten voll identifiziert. Allen Menschen tut er seinen Dienst, mit Leib und Seele, als Leibsorger und Seelsorger zugleich. Er vergibt Sünde und heilt Krankheit – und stellt die Gottesbeziehung und die soziale Beziehung in gleicher Weise wieder her.

Dienstgemeinschaft als Frucht der Glaubensgemeinschaft

Dienstgemeinschaft von Frauen und Männern wächst, wo Glaubensgemeinschaft ist. Wer von Christus zum Dienst befreit ist, der tut auch die Dienste, die eine der anderen und einer dem anderen schuldet. Dietrich Bonhoeffer hat den Dienst in der christlichen Gemeinschaft auch so beschrieben, daß der erste Dienst, den einer dem anderen schuldet, darin besteht, daß er ihn anhört. Wir haben mit Gottes Ohren zu hören, damit wir mit dem Wort Gottes reden können. Gott durchkreuzt, unterbricht, korrigiert immer wieder unsere Pläne. Aber gerade an den Kreuzwegstationen unseres Lebens will er uns die Erfahrung machen lassen, daß er zwar unsere Pläne durchkreuzt, aber uns nicht auf's

Kreuz legt. Nur im Kreuz und in der Nachfolge des Gekreuzigten werden wir frei zum Dienst für andere. Daraus kann dann der andere Schritt erfolgen, daß wir einander tragen. Wir Menschen sind und bleiben füreinander eine Last. Aber in der Spur dessen, der alle unsere Lasten auf sich genommen hat, werden wir auch frei, die Lasten anderer zu tragen. Noch einmal: Diese Freiheit kann nicht gesetzlich angeordnet werden, weder von staatlicher noch von kirchlicher Gesetzgebung. Keine Quotenregelung kann festlegen, wieviele Frauen und Männer in der Freiheit der Kinder Gottes heute und morgen sich zum Dienst bereitfinden. Wo aber der Geist Jesu Christi am Werk ist, da finden sich Menschen, die mit einem fröhlichen Herzen sagen: »Herr, hier bin ich, sende mich.«

Erika Schuchardt

Durch Krisen zu einer neuen Lerngemeinschaft

Partnerschaft und Beziehungsfähigkeit von Männern und Frauen in Diakoniewerken und in der Kirche

Anlässlich der 125-Jahr-Feier der Kaiserswerther Generalkonferenz hielt Prof. Dr. Erika Schuchardt, Universität Hannover, – seit 1972 gewählte Synodale der EKD –, eine Festvorlesung zum Thema der Jubiläumstagung »Zeichen der Hoffnung«. Die Abschnitte »Auf der Suche nach Hoffnungszeichen«, »Krisen als Chance zu lernen« und »Neuanfänge aus den Krisen«, die sich mit der Krise der Mutterhausdiakonie befassen, werden hier in gekürzter Fassung einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht. Der vollständige Vortrag wurde im Dokumentationsband »Zeichen der Hoffnung« (1986) abgedruckt. E. Schuchardt bezieht sich auf Einsichten, die sie beim Studium der Biographien von mehr als 500 Behinderten und ihrer Angehörigen gewann. Dazu finden sich weitere Ausführungen in ihrem Buch: *Warum gerade ich...? Leiden und Glaube, Burckhardthaus-Laetare-Verlag, 4. erweiterte und veränderte Auflage 1987 (Literaturpreis 1984).*

Widersprüche

Wie war es möglich, daß die folgende pessimistische Prognose der 50er Jahre von Heinrich Leich, damals Verbandsdirektor, in seinem wichtigen »Rechenschaftsbericht« (Sterbende Mutterhausdiakonie, 1955) unwidersprochen blieb: »Frauen sind nicht mehr zum Dienen bereit«? Ebenso, daß er die »Krise des Menschengeschlechts« in den Nachkriegsjahren allein auf Frauen bezog, mit der Begründung, bei ihnen sei der Wunsch nach Selbständigkeit und eigener Verantwortung erwacht?

Wie war es möglich, daß die hilfreichen Umfrage-Ergebnisse zur Krise der Mutterhäuser von der Theologin Maria Weigle (Warum haben unsere Mutterhäuser so wenig Nachwuchs?) von 1950/51 nicht aufgegriffen und diskutiert, nicht einmal in relevanten Aufsätzen zitiert wurden? Sie hatte die objektiven Faktoren des Nachwuchsmangels – schon fünf Jahre vor

Leich – nachgewiesen, nämlich die Beanspruchung junger Mädchen auf dem Lande und im Handwerk wegen der im Krieg gefallenen Männer, den Rückgang der Kinderzahlen auch in ländlichen Familien, aus denen bisher viele junge Schwestern kamen, die nötige Mithilfe der Töchter der Flüchtlingsfamilien beim Wiederaufbau der Existenz, vor allem aber die neuen Ausbildungswege für Frauenberufe in der Kirche. Schließlich verwies sie auf die Skepsis junger Menschen gegenüber christlichem Reden bei Erwachsenen, weil sie in der Zeit des Nationalsozialismus viele Enttäuschungen erlebt hatten, sowie auf die Notwendigkeit, neue Formen der Einübung in verpflichtende Diakonie mit jungen Frauen zu entwickeln.

Noch ein dritter Widerspruch fiel mir auf: Wie kam es nach der großen Erweiterung diakonischer Einrichtungen in den sechziger Jahren zu dem erstaunlichen Optimismus, daß es ohne große Anstrengung möglich sei, solche »Großbetriebe« klar nach Kriterien der Nachfolge führen zu können? Schlägt man die Fachliteratur zur Leitung großer Diakoniewerke nach, dann ist man überrascht, welche Dominanz nunmehr die ökonomischen Kriterien gewonnen haben. Ich frage mich allerdings: Lassen sich die Probleme der Betreuung von Hilfsbedürftigen und von menschlichen Formen der Kooperation verschiedener Mitarbeiter so einfach von betriebswirtschaftlichen Erfahrungen und Regeln her lösen? Kann man z. B. das Dienstverständnis der Diakonissen oder das von ihnen durch Gehaltsverzicht erarbeitete, in Gebäuden investierte Betriebsvermögen bei Planungen so rasch übergehen?

Auf der Suche nach Hoffnungszeichen gewann ich den Eindruck: die oft zitierte Krise der Mutterhausdiakonie wurde von den Beteiligten unterschiedlich erfahren. Die für Leitung und Administration verantwortlichen Männer sind nur mittelbar, das heißt nicht direkt existentiell betroffen. Die Gründe dafür sind offenkundig:

Sie leben unter anderen finanziellen Rahmenbedingungen und in anderer Lebensform mit ihren Familien. Sie können auch ihre Dienststelle wechseln. Das alles trifft auf die Schwesternschaften – insbesondere die Diakonissen – so nicht zu. Auch Diakonissen und Diakonische Schwestern haben die Krise verschieden erfahren, obwohl viele erfahrene Diakonische Schwestern solidarisch mit Diakonissen die Probleme der Übergänge zu den großen Diakoniewerken mitgetragen haben.

Da es aber Männern und Frauen hier um die gemeinsame Aufgabe geht, ist eine offene vertrauensvolle Kommunikation über Probleme und Ziele unabdingbar. Offenheit auf der Beziehungsebene ist eine Voraussetzung für gemeinsame sachliche Klärung der Probleme. Die unzureichende oder gestörte Kommunikation zwischen Männern in Leitungsaufgaben und den Schwesterngemeinschaften verweisen auf Behinderungen der Beziehungsfähigkeit von Männern und Frauen in gemeinsamen Aufgaben. Unter Schwestern sind sie weithin erkannt, aber noch nicht verarbeitet, – nicht zuletzt, weil es manchen Männern noch schwerfällt, dieses Problem zuzugeben, und so eine gemeinsame Verarbeitung nicht zustandekommt.

Bei meinen eigenen breiten Untersuchungen von Krisenbiographien, besonders aus den letzten vier Jahrzehnten, zeigte es sich, daß gerade Frauen – über 80% der Autorinnen – gelernt haben, mit Behinderungen zu leben; das heißt, sie entwickelten Lernbereitschaft und Lernfähigkeit. Zu fragen bleibt nun: Werden Frauen und Männer ihre Kommunikationsprobleme als Problem der Beziehungsfähigkeit anerkennen, genauer als »Behinderung« annehmen? Sind sie bereit, mit- und voneinander zu lernen?

Aus dem Neuen Testament wissen wir: In Christus ist das Alte vergangen, alles ist neu geworden! Das läßt sich sicher nicht von jeder Bezie-

hung zwischen Gruppen in der Kirche, zwischen Armen und Reichen, zwischen Christen verschiedener Rasse und Kultur, zwischen Akademikern und nicht universitär Gebildeten sagen, auch nicht von der Beziehung zwischen Frauen und Männern in der Kirche. Wir denken hier an Galater 3, 28 und die dort bezeichneten Gegensätze. Sind wir von dieser Verheißung her nicht alle Behinderte? Behinderte, die durch Christi Kreuz und Auferstehung befreit werden von Schuld und Versagen?

Krisen als Chance zu lernen

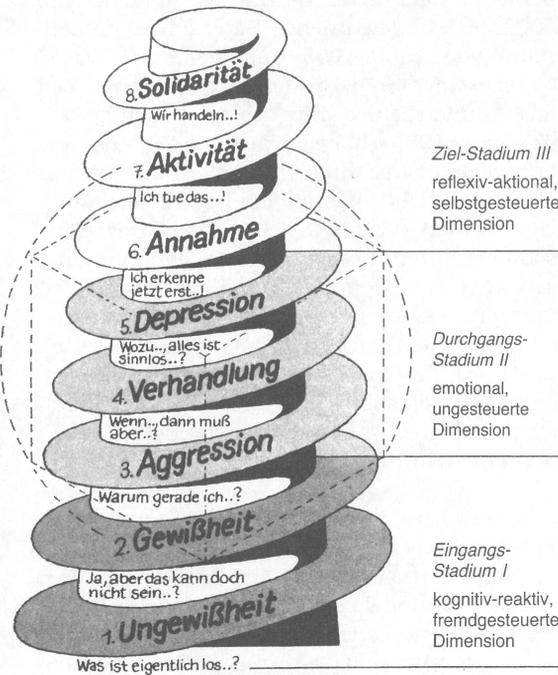
Bei interkulturellen Forschungsarbeiten an mehr als 800 Lebensgeschichten von Leiden betroffener Mitmenschen und deren Bezugspersonen aus dem In- und Ausland, davon 500 Literatur gewordenen Biographien im Zeitraum von 1900–1989 und weiteren 300 Lebensgeschichten von Menschen unserer Zeit im Rahmen eines Biographien-Aufrufs »Wir über uns« 1981 – habe ich aus den Leidens- und Lernwegen Einsichten gewonnen, die für uns alle von Bedeutung sind: Ich habe gelernt, welche Stufen von Abwehr, Nicht-Begreifen, schmerzhaften Fragen, von Resignation und schrittweise neuem Erkennen sie durchlaufen mußten, um ihr Leben und ihre Beziehungen neu verstehen zu lernen. Ich will in knappen Umrissen diesen Lernweg darstellen, den unmittelbar Betroffene und ihre mittelbar betroffenen Begleiter angesichts existentieller Krisen bewältigen müssen.

Der Lernprozeß verläuft in drei Stadien vom *Kopf* (kognitiv fremdgesteuert) durch das *Herz* (emotional ungesteuert) zur *Handlung*, dem Handeln (aktional selbstgesteuert); dabei haben die Betroffenen wie in einer Spirale acht Phasen zu durchlaufen. Die auf dem *Bild* zu erkennende *Spirale* veranschaulicht die lebenslange Unabgeschlossenheit solchen Lernens oder den *mühseligen Weg durch die enge Pforte zum Leben*:

Im **EINGANGS**-Stadium des Erkennens der ‚Behinderung‘ der Beziehungsfähigkeit, der Krise, geht es von der 1. Spiralphase der *Ungewißheit* »Bin ich wirklich behindert?« hin zu der *Gewißheit* »Ja, das ist so, aber das kann doch gar nicht sein!« Männer und Frauen zögern, Unfähigkeiten, auf die Krisen uns verweisen, als eigene Behinderung anzunehmen.

Im **DURCHGANGS**-Stadium durchlaufen Beziehungs-Behinderte Phasen der *Aggression* aufgrund uneingestandener Ängste und Ratlosigkeit. Hier möchte ich einmal das Beispiel von Unfähigkeiten in der Beziehung von Männern

Krisenverarbeitung als Lernprozeß in acht Spiralphasen



aus: Erika Schuchardt, Warum gerade ich . . . ? Leiden und Glaube, Burckhardthaus Laetare Verlag, Offenbach 1987, S. 33

und Frauen herausgreifen. Übertragen auf unser Problem äußert sich das dann in Fragen wie: »Warum soll ich mich denn ändern?« In der Phase des *Verhandelns*: »Wenn ich beziehungsbehindert bin, dann muß ich mich eben distanzieren oder aussteigen.« – »Wenn schon Behinderungen vorliegen, – müssen dann nicht die Frauen sich ändern?« – »Sollen wir etwa die Aufgabenverteilung den Frauen überlassen?« In der Phase der *Depression* aufgrund der notwendigen Umstellungen, die in den Blick kamen, des Mißlingens von Änderungsversuchen, bricht die Frage auf: »Wozu denn? Alles ist sinnlos! – Die Probleme sind so vielschichtig und weit gespannt, daß wir überfordert sind. Sollten nicht andere Fragen den Vorrang haben?«

Im **ZIEL**-Stadium, der Phase der *Annahme* der Beziehungs-Behinderung, zeigt sich: Erst jetzt nach schmerzhaften Erfahrungen, wird es möglich, das Anderssein des anderen auszuhalten, es anzunehmen: »Ich erkenne jetzt erst ...!« – z. B. die Möglichkeit des Andersseins kann auch mir persönlich zur Chance werden. Das ist die Voraussetzung, daß wir lernbereit und lernfähig werden. So beginnt eine Phase der *Aktivität*: Versuche werden unternommen, erneuernde Partnerschaft einzutüben, sowohl zwischen Frauen verschiedenartiger Dienstverpflichtungen, als auch zwischen Männern und Frauen. Man kann auf Schuldzuweisungen verzichten. Erst nach solchen Lern-Versuchen kann die 8. Spiralphase *Solidarität* erreicht werden. Solidarität als neue Geschwisterlichkeit zwischen Männern und Frauen – ausgerichtet an der biblischen Verheißung des Neuwerdens – entfaltet sich in einer Offenheit füreinander, die Anerkennung als Gleiche ermöglicht, ja sie selber schafft und unverfügbar ausstrahlt!

Schwesternschaften haben in den Jahren der Krise ihrer Gemeinschaften das Eingangs-Stadium von der Ungewißheit zur Gewißheit unter Schmerzen durchschritten. Im Durchgangs-

Stadium zu verändertem Verhalten haben sie meist die Phase der Aggression verdrängt und sind in Resignation geflüchtet. Einige sind in dieser Phase, weil aggressive Reaktionen in der Kirche allzu rasch negativ beurteilt wurden, aus der Schwesternschaft ausgetreten. Viele Schwestern, besonders solche, die Verantwortung tragen und dabei die Unterordnung der Frau unter den Mann als gottgegebene statische Ordnung verstehen, ringen angesichts patriarchalischer Strukturen weiterhin mit Depressionen. Doch einige Schwestern in leitenden Aufgaben konnten aufgrund der biblischen Verheißung und begünstigender hilfreicher Rahmenbedingungen die Krise als Lernchance begreifen.

Sie bemühen sich, Perspektiven, die von ihnen für notwendig erkannt wurden, in der Praxis zu vertreten, auch wenn ihnen dieses große Probleme einbringt. Klare, vertrauensvolle Bemühungen und Klärungen der Krise in den Mann/Frau-Beziehungen gibt es, soweit ich sehe, noch nicht. Darüber hinaus scheint mir, daß bisher diese Krise in den Diakonie-Werken gleichermaßen wie in der Kirche noch nicht als entscheidende Frage für die Zukunft erkannt ist.

Wir finden aber den Weg in die Zukunft nur, wenn wir den Mut haben, lange verdrängte Probleme offen miteinander anzugehen. Viele Menschen müssen ihren je eigenen Beitrag dazu leisten. Darum möchte ich diese individuellen Lernvorgänge beispielhaft in den Blick nehmen.

Vor einiger Zeit stellte mir ein Künstler für das Titelblatt meines Buches zur Frage »Warum gerade ich...? Leiden und Glaube« ein Bild zur Verfügung: Das Porträt einer jungen Frau; es war das Werk eines Betroffenen. Er malte es angesichts einer ausweglosen Situation – dem Leiden an der Todesgewißheit seiner krebserkrankten Frau (vgl. dazu ihre Biographie »Ich werde leben« in meinem Buch: Jede Krise ist ein neuer Anfang. Aus Lebensgeschichten lernen. Patmos Verlag 1984, 5. Aufl. 1988).



Auf den ersten Blick erschreckte das Dunkel des Hintergrundes, seltsam überstrahlt von dem flutenden Licht eines weißen wehenden Spitzentuches am unteren Bildrand. Ließ man sich aber ein auf das Dunkel der Schatten, dann erkannte man zwischen Hell und Dunkel die Konturen des sensiblen Gesichtes. Die angespannten Züge, die leicht erhobenen Augenbrauen, die aufeinander ruhenden, doch zum Sprechen bereiten Lippen, die gesenkten Augenlider verrieten das Geheimnis, das sie bewegt: sie ist eine Suchende, Fragende, die gesammelt lauscht; man meinte zu erkennen, sie erwarte die Antwort nicht mehr von außen, sie sucht nicht mehr umherirrend den Horizont außerhalb ihrer selbst ab nach Lösungsversuchen, vielmehr richtet sie ihren Blick, ihre konzentrierte Wachsamkeit nach innen, sie horcht in sich hinein, sie ringt um ihre eigene konzentrierte Wachsamkeit nach innen, sie horcht in sich hinein, sie ringt um ihre eigene Antwort.

Die Diagonale eines ganz schwachen Lichtstrahls durchbricht das Dunkel; Licht breitet sich aus über dem Antlitz, Einsicht wächst und gewinnt Raum. Man spürte, es erschließt sich ihr offene Zeit und Zukunft. Die Verse Manfred Hausmanns »Weg ins Dunkel« kamen in den Sinn:

*Wer das Licht begehrt,
muß ins Dunkel gehen,
was das Grauen mehrt,
läßt das Heil erstehen,
wo kein Sinn mehr ist, waltet erst ein Sinn,
wo kein Weg mehr ist, ist des Weg's Beginn.*

Kann uns die Intuition des betroffenen Künstlers ein Schlüssel sein?

Kehren wir noch einmal zu dem Antlitz der Frau zurück: Es hatte den Anschein, als sei es dem Künstler gelungen, zugleich den vom Leiden betroffenen wie den schon im Leiden erlösten Menschen abzubilden: eine Glaubende, die nicht frei ist von Schmerz, Verlust, Entbehren, aber im Leid frei wird für Gott. Haben wir durch Leiden unsere Endlichkeit erfahren, hat unser blindes Verlangen, alles machen zu können, seine Grenze gefunden, so stößt auch das Selbstbewußtsein unserer planenden Vernunft an seine Grenze. Wir sind befreit vom zwinghaften Handeln und Agieren, fähig zum Verzicht auf unsere bisherigen festen Vorstellungen, gelassen gegenüber notwendigen Veränderungen. Das ist es zum Beispiel auch, was der Philosoph und Theologe *Kierkegaard* in seinem Ringen um das »Entweder-Oder« als die Neubestimmung des Menschen auf sein eigentliches Sein als neues Dasein vor Gott entfaltet. Für *Kierkegaard* gibt es nur noch den einen Sprung »hunderttausend Klafter tief ins Ungewisse«, das Wagnis des Glaubens, sich in der tiefen Bedrohung des Daseins rückhaltlos dem liebenden Gott anzuvertrauen. – Für unser Thema bedeutet dies u. a., mit den scheinbar griffigen, so eindeutigen ökonomischen Regeln und Konzepten kritischer umzugehen.

Warum dieser Exkurs über Leidenserfahrung und Deutung des Leidens? Hoffnung für die Zukunft gewinnen wir dann, wenn wir unseren Anteil an diesen Problemen erkennen, unsere Unfähigkeit, Glaubensinhalte in die Praxis von Christen der wissenschaftlich-technischen Welt zu übertragen. Im Blick auf das Kreuz gewinnen wir die Freiheit Vergangenheit nicht zu verdrängen, sondern sie in der Gewißheit von Gottes Nähe sehr genau anzuschauen und dann Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben zutreffend zu formulieren.

Neuanfänge aus Krisen – vom Geheimnis des Lernens

Auch wenn die Krise infolge von Beziehungsbehinderungen verschiedener Art in der Mutterhausdiakonie noch nicht als Aufgabe erkannt und aufgearbeitet ist, haben sich bei den Schwesternschaften – von der Kirche unbemerkt – Wandlungen vollzogen, die ihre Beziehungsfähigkeit unübersehbar vertieft und verstärkt haben. Das will ich mit vier Beispielen belegen:

Als erstes die Erweiterung von Lern- und Arbeitsangeboten für junge Menschen:

Schwestern haben sich – an der Verdoppelung der Ausbildungsplätze im vergangenen Jahrzehnt ablesbar – auf die Jugend eingelassen. Sie lernten, mit der jungen Generation zu leben und zu arbeiten; das heißt, junge Menschen absichtslos – und nicht unter Nachwuchsgesichtspunkten – auf den Weg der Berufsvorbereitung und der Einübung in den Glauben zu begleiten.

Eine Unterrichtsschwester resümierte:

»Unsere jungen Schwestern wissen oft nicht, wie sie ein Kopfkissen richtig aufschütteln sollen, es fehlt ihnen hinten und vorn an praktischen Fertigkeiten, aber eines können sie phantastisch, sie können die Herzen unserer Patienten wunderbar wieder aufschütteln. Sie

können sich gar nicht vorstellen, wie gut sie zuhören können. Und wenn sie auch nur selten in unsere Gottesdienste gehen oder an unserem geistlichen Leben nicht regelmäßig teilnehmen, so ist es doch immer wieder erstaunlich, wie sehr sie sich darum bemühen, ihren Glauben ans Krankenbett mitzunehmen und ihn so mit den ins Leben zu ziehen.«

Veröffentlichungen von Erika Schuchardt

Biographische Erfahrung und wissenschaftliche Theorie
Soziale Integration Behinderter Bd. 1. Reihe: Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn 1980, 3., erw. Aufl. 1987, 225 S.

Weiterbildung als Krisenverarbeitung
Soziale Integration Behinderter Bd. 2. Reihe: Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn 1980, 3., erw. Aufl. 1987, 231 S.

Warum gerade ich...? Leiden und Glaube
Pädag. Schritte mit Betroffenen und Begleitenden; Offenbach 1981, 4. erw. Aufl. 1987, 192 S.

Jede Krise ist ein neuer Anfang
Aus Lebensgeschichten lernen. (Betroffene unserer Zeit berichten im Rahmen des Biographien-Aufrufs »Wir über uns«). Düsseldorf 1984, 5. Aufl. 1988, 204 S.

Krise als Lernchance
Analyse von 331 Lebensgeschichten von Menschen unserer Zeit. (Wissenschaftliche Begleitung zum Biographien-Aufruf). Düsseldorf 1985, 202 S.

Als zweites: die Öffnung der Dienstgemeinschaft für verschiedene Lebensformen.

Schwesternschaften haben über viele Konflikte hinweg die Offenheit gewonnen, bei gemeinsamer Dienstverpflichtung die unterschiedlichen Lebensformen mit je anderen Lebenserfahrungen zu bejahen. Das Miteinander von Diakonissen und Diakonischen Schwestern hat begonnen, zu einer fruchtbaren gegenseitigen Ergänzung zu werden.

Eine Praktikantin über ihre Erfahrungen:

»Wissen Sie, was für mich das Wichtigste bei meiner Ausbildung war? Das kann man eigentlich gar nicht so in Worte fassen: Es war eigentlich immer jemand da, mehr noch, es hatte immer jemand Zeit zum Zuhören, ich meine auch zum Aushalten von Tränen oder zum Schweigen miteinander, aber auch wenn man mit seinem Zorn nicht fertig wurde. Verstehen Sie, das war bei den Diakonissen genau wie bei den Diakonischen Schwestern wie so'n Schutttabletopf, ein seelischer Müllcontainer, aber der war erstaunlicherweise nie zu voll, der hatte immer noch Platz. Und was noch ganz wichtig war: Das war für die Schwestern gar nicht Pflicht. Es war für sie unsichtbar und doch für jeden von uns sichtbar vorhanden.«

Als drittes: Öffnung für die individuellen Lernprozesse zur Selbst-Werdung.

Das alte, am ununterbrochenen Dienst orientierte Schwestern-Leitbild wurde überwunden – unter anderem auch unter dem Druck des gesetzlich geregelten 8-Stunden-Tages. Bei dieser schwierigen Umstellung haben Schwestern gelernt, auch ihr Person-Werden als Aufgabe zu verstehen. Anders formuliert: Sie haben mit dem zweiten Teil des Liebes-Gebotes »Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst« ernst gemacht.

Beiläufig erwähnte einmal eine Schwester, wodurch ihr Horizont sich so erweiterte, daß sie Diakonisse bleiben konnte, Diakonisse im Vollsinn des biblischen Begriffes:

»Ich hatte eine Phase tiefer Unzufriedenheit mit mir selbst, mit den alltäglichen Aufgaben, mit unserer Gemeinschaft – auch in Glaubensfragen. Vier Jahre harter Arbeit im Ausland unter den Ärmsten der Armen haben mich so vielfältig und total gefordert, daß ich neuen Mut zu mir selbst fand. Ich bin gern wieder zurückgegangen. Wahrscheinlich können Sie sich gar nicht vorstellen, daß Schwestern sich gegenseitig solche Freiräume zum Reifwerden schaffen.«

Als viertes: die Vertiefung des geistlichen Lebens, die sich gleichzeitig, aber nahezu überall vollzog.

»Schwester sein, das ist für mich immer wieder Menschen begegnen, Neues sehen und begreifen lernen. In der Begegnung von Menschen geistliche Gemeinschaft erfahren, Gemeinschaft auch in tiefen Krisen, im Verzagen wie im Freuen, das ist für mich ein Geschenk. Solche Erfahrungen sind für mich unverfügbar.«

Neuansätze in der Kirche

Haben diese Neuansätze in diakonischen Gemeinschaften Bedeutung für das Leben der Kirche?

Für Hilfsbedürftige jeder Art – chronisch Kranke, Schwerbehinderte, Vereinsamte, alte Menschen – gibt es eine Vielzahl von rechtlich gesicherten Hilfen und Hilfsorganisationen.

Darüber hinaus beobachten wir auch – als positives Element gegenüber dem Streben nach wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen, kommerziellen Erfolgen – ein zunehmendes Fragen nach menschlicher Solidarität, auch eine wachsende Bereitschaft, zum Beispiel bei der Jugend, Menschlichkeit zu vermitteln. Dennoch wissen wir von kirchlichen und gesellschaftlichen Beratungsstellen und von Sozial-Tätigen, daß unter den Zwängen der dominanten technischen und ökonomischen Ziele die Zahl der Notleidenden ständig anwächst.

Wer hat in der Hektik des Erwerbslebens schon Zeit für die sozial Schwachen? Wer sieht in Systemen totaler Versorgung noch die persönliche Verpflichtung, diese Gruppen von Hilfsbedürftigen mit Sorge zu tragen?

Angesichts der großen Aufgaben vor uns – ich denke hier auch an die Zerstörung der natürlichen Umwelt durch die industrielle Produktion und den Verkehr, das unaufhaltsame Wettrüsten, Hungerkatastrophen in Entwicklungsländern, wie eben auch an die Verleugnung der Beziehungsfähigkeit – angesichts alles dessen braucht die Kirche die *vorbehaltlose* Zusammenarbeit von Frauen und Männern, indem sich beide zu neuer *Lerngemeinschaft* zusammenfinden. Die Krisen, die wir in der Welt erleben, drängen dazu und wo der Dialog beginnt, hört die Konfrontation auf.

Zusammenfassung

Resignation führt niemals aus der Krise. Erst wo die Krise zur neuen Lerngemeinschaft von Frauen und Männern führt, keimt Hoffnung für eine neue Gestalt der Kirche.

Summary

Resignation does not help to overcome a crisis. If a crisis leads to a new community between men and women there is hope that the church may get a new shape.

Résumé

La résignation ne nous aide pas à sortir de la crise. Seulement si la crise cause une nouvelle communauté de femmes et hommes il y a l'espoir d'une nouvelle forme d'Eglise.

Eva Renate Schmidt

Von der Schwierigkeit, kirchliche Leitungskompetenz zwischen Frauen und Männern zu teilen

Es gibt viele psychologische, organisatorische, historische und systematische Gründe, weshalb Leitungskompetenz – und damit eben auch Macht – in der Kirche nicht besser geteilt werden. Ein Umdenkungsprozeß beim Teilen setzt vor allem einen bewußteren Umgang mit Macht voraus.

Ich möchte deshalb in einem ersten Teil Beobachtungen zu der gegenwärtigen Leitungsstruktur in der Kirche mitteilen. Ich verdanke sie zahlreichen Gesprächen mit anderen Frauen und eigenen Erfahrungen.

In einem zweiten Teil möchte ich reflektieren über mögliche Hintergründe, die m. E. zu einem gestörten Umgang mit Macht bei Männern und Frauen beitragen.

Acht Beobachtungen zur gegenwärtigen Leitungsstruktur in der Kirche

Fast alle Arbeitsplätze für Leitungspersonen sind frauenunfreundlich, d. h. nicht frauengerecht. Offenkundig und altbekannt ist die Tatsache, daß unsere Kirchen von Frauen gefüllt und von Männern geführt werden. Relativ neu dagegen das Bemühen einer größer werdenden Zahl von kirchenleitenden Männern, mehr Frauen für Leitungspositionen zu gewinnen. Dies aber nun schlägt oft fehl. So sind immer wieder Äußerungen zu hören wie: »Wir finden keine Frau«, »es gibt keine Frauen für dieses Amt«, »die Frauen wollen nicht« oder »unsere Frauen sind noch nicht so weit«. Tatsächlich lehnen Frauen oft diese Ämter ab – warum?

Arbeit in der Kirche, besonders in Leitungsämtern, ist – genau wie in Politik und Wirtschaft – an den Lebensbedingungen eines Mannes ausgerichtet,

der eine Frau hat, die ihm den Rücken freihält. Die meisten Leitungsmänner können sich nur deshalb für einen 12- oder 14-Stundentag verfügbar machen, weil ihre Frauen ihnen dies ermöglichen.

Eine Frau in einem Leitungsamt muß hingegen unter diesen Bedingungen in Kauf nehmen, daß sie entweder

- zur Doppelarbeiterin wird, die Beruf und Familie gleichermaßen zufriedenstellt;
- oder einen Mann hat, der die Rolle des Hausmannes übernimmt;
- oder sie eine andere Frau dafür bezahlt, daß sie ihr die häuslichen und familiären Pflichten weitgehend abnimmt. Dies wiederum setzt ein gewisses Einkommen der Frau oder einen gutverdienenden Ehemann voraus;
- oder in den Kirchen Modelle für Kinderbetreuung entwickelt werden, die besonders jüngeren Frauen ermöglichen könnten, in ehrenamtlichen Leitungsfunktionen – wie Kirchensynoden z. B. – mitzuarbeiten.

Aber es wäre auch denkbar, Leitungsämter so zu gestalten, daß sie nicht zwangsläufig einen zehn-, zwölf- oder vierzehn-stündigen Arbeitstag verlangen. Diese letztere Lösung wäre nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer wünschenswert.

Leitungspositionen sind immer noch vorwiegend von Männern besetzt,

auch in den Bereichen der Kirche, in denen weitaus mehr Frauen als Männer tätig sind, z. B. in der Diakonie.

Das heißt für Frauen, daß sie in den Leitungsgremien, in die sie gewählt oder berufen werden, eine Minderheit darstellen. Sie machen dabei alle die Erfahrungen, die auch sonst Minderheiten erleben:

- Die Frau erfährt den Druck zu Anpassung, »es zu machen wie ein Mann«, d. h. die in Männergremien üblichen Verhaltensweisen, Rituale, Verbrüderungen, Hahnenkämpfe oder andere Prozeduren zu übernehmen;
- oder der Verführung nachzugeben und sich einzupassen durch Wohlverhalten in eine komplementäre Rolle als Frau, die versteht, sich einfühlt, fürsorglich ist und dafür auch gut behandelt wird;

- oder aber sie übernimmt die Rolle der Exotin, der Abwechlerin, der Außenseiterin, Querdenkerin oder auch Hofnährin;
- in Minderheitssituationen werden Frauen oft als Vorzeigefrau, seltenes Exemplar, »Henne im Korb« behandelt.
- Möglicherweise findet sie wegen der Minderheitensituation auch keine gleichgesinnten Frauen in diesen Gremien, so daß sie auf Frauen- und Schwesternsolidarität verzichten muß. Es wäre deshalb sinnvoll, immer zugleich mehrere Frauen in ein Leitungsgremium zu berufen. Gerade von daher wäre zu überlegen, ob nicht eine stufenweise Annäherung an eine Quotierungsverpflichtung der Kirchen der Gemeinschaft von Frauen und Männern besser bekäme.
- oder wenn für sie, bzw. mit ihnen ein Teilzeit- oder Sharing-Modell in der Leitungsaufgabe entwickelt wird, das ihnen erlaubt, nur 50–80% berufstätig zu sein.

Fast alle Leitungsmänner, soweit sie der Generation der über 50jährigen zugehören, haben noch nie eine Frau als Vorgesetzte oder gleichgestellte Kollegin im Beruf erlebt

Das heißt, das Erfahrungspotential von Frauen und Männern in der Zusammenarbeit ist extrem ungleichgewichtig. Ich kenne keine Frau in einer Leitungsposition, die nicht schon einen Mann als Vorgesetzten erlebt hätte, während die Erfahrung der 50–65jährigen Männer mit Frauen als Vorgesetzte lediglich aus dem familialen Bereich (Mütter, Tanten, Großmütter, Schwestern) oder schulischen Bereich (Lehrerin) kommen. Im beruflichen Bereich hingegen sind Frauen für diese Männer vor allem zuarbeitende, untergebene, dienende Frauen, die auch für »Schattenarbeit« zuständig sind. Oder Frauen, die als Predigthörerinnen, Ratsuchen-

Die personelle Besetzung fast aller Leitungspositionen in der Kirche ist überaltert

Trotz unterschiedlicher Regelungen, die in den meisten Landeskirchen eine lebenslängliche Berufung nicht zulassen, wird eine tatsächliche zeitliche Befristung von Leitungsaufgaben kaum gehandhabt. Mit Recht werden deshalb in der Kirche jüngere Personen auf Zeit gesucht.

- Das bedeutet für Frauen: Die meisten Frauen in der Altersgruppe der 35–45jährigen sind in der Regel noch in der Familiengründungs- und Aufbauphase. Das heißt, wenn sie sich für einen Lebensentwurf mit Familie und Kindern entschieden haben, können sie in Leitungsfunktionen nur mitarbeiten, wenn sie
- zu der Gruppe der jüngeren oder älteren Frauen, die vor oder nach der Familiengründungs- und Aufbauphase stehen oder der alleinlebenden Frauen und Ehefrauen ohne Kinder gehören;
 - oder wenn sie einen Mann haben, der ihnen die familiären Pflichten teilweise oder weitgehend abnimmt;

Wir wissen auch von Frauen, die im Neuen Testament Führungspositionen in der Kirche einnahmen. Priscilla, eine Lehrerin in der Gemeinde von Korinth (Apg 18), war als Leiterin und Theologin anerkannt. Sie wird meist mit ihrem Mann Aquila zusammen erwähnt, aber da sie oft als erste genannt wird, war sie vielleicht die Bedeutendere der beiden.

Bärbel von Wartenberg-Polter (Hrsg.), Aufrecht und frei. Was Frauen heute in der Bibel entdecken 1986, S. 63

de etc. zu ihrer Klientel gehören. Da Erfahrungen mit einer wechselseitigen Partnerschaft fehlen, wird das Feld einer potentiellen Zusammenarbeit nur zu leicht mit Phantasien, Projektionen, Träumen oder auch Ängsten und Erwartungen von gelegentlich irrealen Charakter besetzt. Das heißt aber auch, daß Frauen für Leitungsfunktionen die weiblichen Vorbilder fehlen. Männer hingegen, die eine Organisation leiten, in denen vor allem Frauen die aktive Mitgliedschaft bilden, ermangeln genau der Erfahrungen, derer sie in besonderer Weise zur Zusammenarbeit mit Frauen bedürfen.

Es gibt keine explizite und eigenständige Qualifizierung für Leitungsämtler in den Kirchen

Im Unterschied zur Industrie und freien Wirtschaft, wo für Leitungsfunktionen gezielt ausgebildet, gefördert und supervisiert wird, fehlen solche Planungs- und Fortbildungsprozesse in den Kirchen fast gänzlich. Wenn ein Mensch – in der Regel ein Mann – Glück hat, erwirbt er sich die notwendigen Fähigkeiten durch Erfahrung, nachdem er die Leitungsaufgabe übernommen hat – mit den entsprechenden Reibungsverlusten für ihn selbst und den Bereich, den er leitet. Für Leitungsmänner zählen als Qualifikationen der Praxis vor allem eine solide Zeit im Gemeindepfarramt (je länger je besser) und eine Berufskarriere, die Mitarbeit in verschiedenen Gremien nachweist oder den Mann im Kirchenfeld irgendwie sichtbar gemacht hat.

Für Frauen ist es eine interessante Frage, wie ein Mensch das Handwerk des Leitens erlernt. Denn viele Frauenbiographien sehen anders aus – bunter: durch Wechsel zwischen Beruf und Familie mit den entsprechenden Unterbrechungen, eventuell auch Wechsel in Ausbildung und Beruf und manchmal auch im Familienstatus. Aber den meisten Frauen kommt es nicht in den Sinn, daß gerade eine solche Bio-

graphie vielfältige Voraussetzungen für ein Leitungsamte schaffen könnte. Wenn ich daran denke, wieviel Planung, Organisation, Koordination, Prioritätenabwägen, andere Menschen anleiten etc. diejenigen Frauen lernen und bringen müssen, die Beruf und Familie miteinander verbinden, dann könnten gerade diese Voraussetzungen als Qualifikation für Leitungsämtler gewertet werden. Gleichzeitig aber sollte der Wunsch von Frauen, für Leitungsämtler zu lernen, unterstützt werden durch spezielle Förderpläne für Frauen und Männer.

Berufungs- und Benennungsverfahren für Leitungspitionen in der Kirche haben etwas Inzestuöses an sich

Dieselbe Personengruppe, die die Leitung repräsentiert, ergänzt sich selbst bei Neuberufungen. Dadurch werden oft reale Innovationschancen und die Beteiligung der »Basis« verhindert, erschwert. Hinzu kommt oft noch die Kurzfristigkeit solcher Berufungen, die für eine längerfristige Lebensplanung von Frauen ohnehin keinen Spielraum mehr läßt. Es ist eine Binsenweisheit, daß personelle Veränderungen in jeder Organisation in besonderer Weise Innovationen auslösen können. Eine Leitungscrew, die sich nach dem Prinzip erneuert: Wer paßt am besten zu uns?, verspielt diese Chance.

Es ist gut, sich klarzumachen, daß bei jedem Personalwechsel hinter dem Nachfolger oder der Nachfolgerin so etwas wie das Porträt des Vorgängers hängt. Wenn der Abschied und der Wechsel nicht sehr bewußt vollzogen und vorbereitet werden, haben Nachfolger und besonders Nachfolgerin sich mit diesem Bild bzw. dem Geist dieses Porträts auseinanderzusetzen in dem Bemühen, sich davon abzugrenzen. Davon können Frauen besonders betroffen sein. Sie haben eine andere Stimme, gehen oft bedächtiger und manchmal auch langsamer und reflektierender mit Tagesordnungen um, was Beteiligte ungeduldig machen kann, bzw.

Frauen gelegentlich auch als Unfähigkeit ausgelegt wird.

Frauen sehen sich angesichts dieser Situation oft einer paradoxen Erwartung ausgesetzt. Einerseits wird an sie der Anspruch gestellt, es »anders« zu machen. Dieser Anspruch enthält ja schon eine Diskriminierung; denn er impliziert, daß Männer das »Normale« machen, während Frauen ihren Leistungsanspruch durch »Anderssein« zu legitimieren haben. Andererseits wird von Frauen erwartet, daß sie es »so gut wie ein Mann« machen.

Viele Leitungspositionen beinhalten einen relativ hohen Anteil an Verwaltung,

was manche Frauen abhält, diese Funktionen zu übernehmen. Denn sie wollen lieber ihr kreatives Potential einsetzen und nicht in einer Verwaltungsaufgabe »vertrocknen«.

Meines Erachtens entwickelt sich der hohe Verwaltungsaufwand in Leitungspositionen hauptsächlich aus zwei Phänomenen:

- Der Verwaltungsaufwand nimmt überall da zu, wo keine klaren Delegationen erfolgt sind und Vorgänge deswegen immer wieder rückdelegiert werden. Dies wirkt sich vor allem in der oft unverständlich langen Dauer kirchlicher Entscheidungsprozesse aus.
- Wir haben es mit einer zunehmenden Verantwortlichung in den Kirchen zu tun. Sie entsteht immer da, wo Furcht vor einem möglichen Chaos nicht mehr ausgehalten werden kann. Wie hoch muß die Toleranz für Unvorhergesehenes in Leitungsgremien eigentlich sein? Es ist vorstellbar – meines Wissens aber noch nicht nachgewiesen – daß Frauen und Angehörige von Unterschichten eine größere Toleranz für Chaotisches mitbringen. Diese Toleranz erwächst aus der Erfahrung der Unberechenbarkeit des Alltagslebens. Vielleicht verstärken gerade diese Erfahrungen die Prozeßorientiertheit, die bei vielen Frauen auffällig ist, im Unterschied zur Ergebnisorientiertheit vieler Männer.

In vielen Männer- und Frauengremien haben sich unterschiedliche Kulturen entwickelt, die selten thematisiert, geschweige denn vermittelt werden

So wirkt z.B. der Umgang mit emotionalen Bedürfnissen in Männergremien auf Frauen wenig anziehend. Die dort erlebbaren Verhaltensweisen lassen sich aus der Sicht einer Frau mit Assoziationen beschreiben wie: Tresen-Stammtisch; Lagerfeuer-Pfadfinderstimmung; Sportklub-Corpsgeist; in der Anwesenheit von Frauen gelegentliches Tanzstundenverhalten. Ich weiß, daß Männer ähnliche Vorbehalte gegenüber anderen, aber vergleichbaren Bildern und Verhaltensweisen einer Frauenkultur ausdrücken.

Macht ist zum Teilen da

Das Thema Macht wird gerade von vielen Menschen, die Positionsmacht haben, tabuisiert, vermieden oder verharmlost. Macht ist ein viel verteufelter Begriff. Aber Macht an sich ist ja nicht böse oder gut, das entscheidet sich erst an den Zielen, wofür Macht eingesetzt wird.

Vor allem fünf Perversionen im Umgang mit Macht lassen sich beobachten:

- Der »verschleierte« Umgang mit Macht: ich verkleide meine Macht in Schwäche und übe damit Macht aus – eine Falle für viele Frauen.
- Der »bewußtlose« Umgang mit Macht: ich mache mir nicht klar, wieviel Macht ich habe, beschreibe sie eher als »Dienst« und vermeide, mich meiner tatsächlichen Positionsmacht zu stellen; dies ist eine Gefährdung vieler kirchenleitenden Menschen.
- Die »Heroisierung« von Macht: ich gebe meine Macht ab an einen Helden oder eine Heldin, einen Guru, einen Liebhaber, an eine andere Person oder auch an Gott. Ich entmächtige mich selbst, indem ich so Macht auf andere übertrage.
- Der »Narzißmus«: die eigenen Interessen als Person, Gruppe oder Volk werden auf Kosten

Ist nicht mit der Macht auch die Entfernung von der Wirklichkeit unseres Lebens verbunden? Ich frage mich oft, wie die »leitenden Theologen« es vertragen, vom Leben des Arbeiters, dem Leben der Menschen in der Gemeinde, dem Dasein von Unterprivilegierten so fern zu sein. Muß dies nicht ein entsetzliches Ohnmachtsgefühl auslösen?

Eleonore von Rotenhan in: Carola Wolf (Hrsg.), Macht und Ohnmacht der Frauen in der Kirche, 1983, S. 85

anderer Personen, Gruppen oder Völker durchgesetzt. Hier liegen die Wurzeln für alle emotionale oder physische Gewaltanwendung, insbesondere die Wurzeln für Rassismus und Sexismus.

- Ein schwer zu durchschauender Mißbrauch von Macht ist die »Unterdrückung von Wissen«.

Es gibt in jeder Organisation unterdrücktes Wissen. Wenn man etwas über Machtverhältnisse in einer Organisation erfahren will, muß man diejenigen fragen, die in einer Organisation »unten« angesiedelt sind und deren Wissen nicht zur Sprache kommt (Michel Foucault).

Willst du etwas über die Machtverteilung im Gefängnis wissen, mußt du nicht den Gefängnisdirektor, sondern die Gefangenen fragen. Willst du etwas über die Psychiatrie wissen, frag die psychisch Kranken. Willst du etwas über die Macht in der Kirche erfahren, achte sorgfältig auf die Personengruppen, die Träger unterdrückten Wissens sind. Zu ihnen zählen in der Kirche vor allem die Frauen, die Kinder und all diejenigen, deren

Erfahrungen bei uns nicht zur Sprache kommen. Unterdrücktes Wissen meint alle jene Erfahrungen, die ignoriert, marginalisiert, trivialisiert, begraben oder verkleidet werden. Vieles davon wird als nicht-wichtig, und als nicht-wertvoll abqualifiziert. Wir finden es meist unten in einer Hierarchie angesiedelt. Wenn wir aber das Evangelium von der Befreiung predigen wollen, geht es um die Aufweckung von unterdrücktem Wissen in unserer Kirche und in unserer Gesellschaft.

Und doch ist das Teilen von Macht ein wichtiges Kapitel der Nachfolgegemeinschaft, in die Jesus Männer und Frauen berufen hat. Das Neue Testament selbst liefert einige Rollenmodelle für geteilte Macht.

- Wenn Jesus einen Heilungssuchenden fragt: »Was willst du, daß ich dir tun soll?« (Lk 18, 41), dann drückt er die Bereitschaft aus, Macht zu teilen; Jesus sagt gerade nicht: »Ich weiß, was gut ist für dich«.
- Oder wenn Jesus bei der Berührung durch die blutflüssige Frau spürt, daß »eine Macht von ihm gegangen ist« (Mk 5, 25.27), dann wird hier ein Umgang mit Macht beschrieben, der gibt und nimmt, bewegt wird und bewegend ist; denn es ist nicht deine oder meine Macht, sondern unsere. Das wird noch deutlicher in dem Satz Jesu: »Dein Glaube hat dich gesund gemacht.« (Mk. 5, 34).
- Oder wenn Jesus von der Syrophönizierin lernt, und sich an seinen Auftrag erinnern läßt und dann zu ihr sagt: »Dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst« (Mt 15, 28), dann wird auch in dieser Beziehung deutlich: hier wird Macht geteilt; denn er sagt nicht: »Ich habe dich geheilt«.

Die Kenosis des Vaters, die Selbstentäußerung von Macht und Patriarchat ist Grundaussage aller Christologie; sie spiegelt sich in der Ermahnung Jesu an seine Jünger wieder: »Ihr sollt keinen Menschen Vater oder Rabbi nennen«.

Wie ein roter Faden zieht sich diese Linie des Umgangs mit Macht durch die jesuanischen Geschichten. Sie beschreiben so etwas wie eine Magna Charta für den kirchlichen Machtgebrauch. Denn alle Macht in der Kirche ist da zum Ermächtigen anderer. Wo Macht zur Ermächtigung benutzt wird, ist sie böse.

Zusammenfassung:

Wenn eine geschwisterliche Leitung in der Kirche gelingen soll, die nicht nur den Frauen, sondern auch den Männern zugute und entgegenkommt, dann sollten wir nicht versuchen, die Frauen den jetzt bestehenden Bedingungen einer kirchlichen Leitungsstruktur anzupassen. Sondern wir sollten die Rahmenbedingungen für Leitungsaufgaben in den Kirchen so verändern, daß Frauen mit unterschiedlichem Familienstand, Alter und Lebensentwurf ermöglicht wird, ihre Erfahrungen und ihr eigenes Potential einzubringen. Frauenförderpläne müßten darauf ausgerichtet sein, zu Reformplänen für menschengerechte Arbeitsplätze in der Kirche zu werden.

Zu diesen Veränderungen könnten gehören:

- Leitungspositionen paarweise besetzen, mit einer Frau und einem Mann, mit zwei Frauen oder zwei Männern;
- Besetzungen von Leitungsämtern befristen;
- Teilzeitstellen für Leitungsfunktionen schaffen;
- Kriterien und Berufungsverfahren für Leitungsfunktionen transparent machen;
- bei Anforderungsprofilen das Erfahrungswissen von Frauen berücksichtigen;
- Qualifizierungs-, Fortbildungsangebote und Supervision für Frauen und Männer in Leitungsaufgaben entwickeln;
- mit jüngeren Müttern und Vätern Fragen der Kinderbetreuung ansprechen;
- ein stufenweises Quotierungsmodell entwickeln, das Voraussetzungen für eine reale Zusammenarbeit von Frauen und Männern in der Kirche schafft.

Eine gerechte Verteilung von Leitungskompetenz zwischen Frauen und Männern würde so nicht mehr als ein individuelles Problem von Frauen gesehen, sondern zum Sauerterg notwendiger struktureller Veränderungen im Leitungssystem unserer Kirchen.

Zusammenfassung

Wie können Frauen an kirchlichen Leitungsaufgaben beteiligt werden? Nicht indem man sie in die bestehenden Leitungsstrukturen preßt. Die Rahmenbedingungen der Leitung selbst müssen sich ändern.

Summary

How can women be integrated in Church management? It will not be possible by forcing them into the existing structures. The basic conditions of management have to be altered.

Résumé

Comment faire participer les femmes à l'administration de l'Eglise? C'est impossible de les forcer dans les structures déjà établies. Il faut changer les conditions de base dans l'administration.

Kein Dienst ohne Freiheit eines Christenmenschen

Wieviel Verantwortung erhalten Frauen in der Diakonie?

Freiheit zur Diakonie gründet in der Freiheit eines Christenmenschen. Aber wie unabhängig können Frauen in der Diakonie arbeiten? Wieviel Verantwortung haben sie, wieviel davon brauchen sie, um helfen zu können? Die Erfah-

rungen lassen sich nicht mit der gleichen Elle messen. Hier drei Stimmen – eine Diakonieschwester, eine Expertin für frühkindliche Erziehung und eine Mitarbeiterin aus der ökumenischen Diakonie.

Auf der Spur Gottes

Das folgende Gespräch mit Schwester Helga Schöller, Abteilungsleiterin für Diakonie-/Sozialstationen und Gemeindekrankenpflege im Diakonischen Werk Württemberg, führte Richard Boeckler

Schwester Helga, in der Gemeindekrankenpflege arbeiten Sie mit vielen Sozialstationen, mit vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zusammen. Darf ich zum Anfang fragen: Wie unabhängig müssen Sie sein, um kranken Menschen helfen zu können?

Ich denke, ich muß zuerst einmal den zeitlichen Freiraum haben. So, wie ich als Schwester lebe, unverheiratet, eingebunden in eine Schwesternschaft, andererseits aber allein lebend in meiner Wohnung, von da aus an meine Arbeit gehend: rein äußerlich habe ich da die Freiheit und Unabhängigkeit, die ich brauche. Ich bin natürlich auch motorisiert und darf auch nicht verschweigen, daß ich Mitschwestern habe, die für mich sorgen, mir meine Wäsche waschen, auch die Wohnung sauberhalten. Das ist schön und hilfreich. Aber es geht ja doch wohl um eine andere Frage: frei nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Ich habe gestern eine Predigt gehört, in der Mutter Eva von Thiele-Winkler zitiert wurde: Es ginge nicht darum, daß man selber glücklich sei, sondern darum, daß man andere glücklich mache. Diesen Satz kann ich so nicht unterschreiben. Es geht auch um das Glück. Und es geht dabei auch um eine Entscheidung. Sogar um eine verstandesmäßige Entscheidung. Ich habe das schon sehr früh in meinem Leben begriffen.

Damals, mit etwa 19 Jahren, hatte ich an einer Bibelfreizeit teilgenommen. Ich kam aus der normalen kirchlichen Jugendarbeit, nicht besonders fromm, aber auch nicht gerade unfromm. In dieser Bibelfreizeit besprachen wir die Elia-Texte aus 1. Kön 18–23. Da hat mich ein Vers ganz besonders angesprochen: »Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?« Ich begriff, nicht emotional, sondern verstandesmäßig: Das Hinken einmal nach rechts, einmal nach links, hat keinen Sinn. Ich habe erkannt, daß es geistliche Gesetzmäßigkeiten gibt. Das heißt, wenn das Wort der Schrift wahr ist und wenn es so ist, daß man mit den Verheißungen, die in der Bibel stehen, rechnen kann wie mit Zahlen, dann muß man sich auf diese Schiene des Lebens einlassen. Und wenn ich selber glücklich werden will im Leben, kann ich das nur auf dieser Spur. Mit 19 hatte ich allerdings keine Vorstellung, wie das aussehen könnte. Aber ich habe mir gesagt: Jetzt läßt du dich einmal auf diesen Weg ein. In allem, was ich bis heute in meinem Leben getan habe, persönlich und auch im Beruf, bin ich auf der Spur Gottes geblieben. »Was soll ich?« habe ich mich immer gefragt und immer war mir klar, es geht jetzt nicht um meine Wünsche, es geht um das Ziel: ich möchte glücklich werden in der Spur Gottes.

So bin ich auch beruflich vorwärts gekommen. »Ja, sagen mir manche Leute, Sie haben es geschafft. Sie sind sicher ehrgeizig. Sie sind von der Krankenschwester über die Krankenpflegehochschule und Unterrichtsschwester zur Leiterin einer Sozialstation aufgestiegen, sind jetzt Referentin im Diakonischen Werk, sind sogar Abteilungsleiterin geworden. Sie haben doch sicher mit sehr viel Ehrgeiz auf dieses Ziel gearbeitet?« »Überhaupt nicht!«, kann ich dann nur antworten. Ich hatte wirklich keinerlei Ehrgeiz. Ich habe ganz einfach nur gefragt: »Was soll ich tun?« Alle diese Dinge sind dann von außen an mich herangetragen worden. Das Mutterhaus hat mich gefragt, ob ich bereit wäre, mich zur Unterrichtsschwester ausbilden zu lassen.

Die Voraussetzungen waren nicht einfach für mich. Ich komme vom Land, habe nur Volksschulbildung. Es war fast unmöglich, daß ich das schaffen würde. Als ich dann auf der Hochschule war, habe ich gesagt: »Lieber Gott, Du hast mich jetzt hierher gebracht. Ich tue was ich kann, aber Du mußt mich hier durchbringen.« Das ging auch gut. Dann, nach 14 Jahren Unterrichtsschwesterntätigkeit, kam die Anfrage: »Wären Sie bereit, in der Gemeindediakonie zu arbeiten?« Rein äußerlich war das ein Abstieg. Aber ich dachte: »Nun, wenn das der Weg sein soll, dann will ich ihn gehen.« Ich war sehr gern Unterrichtsschwester, der Abschied fiel mir schwer. Ich war damals ja erst 39 Jahre alt, ich konnte also mit den jungen Menschen noch gut umgehen.

Ich kam dann in die Gemeindekrankenpflege. Aber schon wenige Monate später sollte ich zum Diakonischen Werk. Ohne die kurze Tätigkeit in der Gemeindediakonie hätte ich die Voraussetzung für diese Stelle im Diakonischen Werk nicht gehabt, denn man suchte eine Unterrichtsschwester mit Gemeindeerfahrung. Und wieder sechs Jahre später wurde ich gefragt, ob ich bereit sei, die Abteilungsleitung für

den Bereich Diakoniestationen zu übernehmen. Wenn man sich auf Gott einläßt, kommt man mit Sicherheit nicht zu kurz. Ich bin dabei auch menschlich glücklich.

Was passiert denn nun, wenn Sie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern davon etwas weiterzugeben versuchen? Etwas von diesem Glück einer guten Führung?

Ich sehe mancherlei Reaktionen.

Oft wird mit viel Angst reagiert. Im Augenblick erlebe ich bei den jungen Leuten, daß wenig Bereitschaft vorhanden ist, Verantwortung zu übernehmen. Man hat Angst, man käme zu kurz. Die Verantwortung würde einen überfordern, auch rein äußerlich an Zeit. Aber andererseits will man doch bei Entscheidungen gerne mitreden. Es ist eine Ambivalenz. Man müßte sich aber entscheiden können, das ist meine Erfahrung. Man darf nicht auf zwei Seiten hinken. Wenn das Wort der Schrift wahr ist und jemand läßt sich darauf ein, kann er eigentlich jede Aufgabe übernehmen. Wer in der Spur bleibt, wird sich auf die Führung verlassen können. Natürlich kann es auch einmal dahin kommen, daß einem der Weg verbaut ist. Es ging ja auch dem Elia so. Er wurde an den Bach Krith geschickt. Es wurde ihm gesagt, die Raben werden dort für dich sorgen und das Wasser wird fließen. Und er geht hin, verläßt sich darauf – und plötzlich versiegt das Wasser. Ich meine nicht, daß das Wasser nie austrocknen könne. Elia wurde aber aufmerksam und fragte, wie es jetzt weitergehen solle. Das ist auch mein Geheimnis. Jeden Tag im Gespräch mit der Bibel fragen, wie soll es weitergehen. Wer in so einer Leitungsaufgabe steht, Verantwortung trägt, der ist unwahrscheinlich abhängig von diesem Kräftezustrom. Ich halte deshalb täglich meine stille Zeit, ich brauche das. Sie ist mir so wichtig wie die Arbeitszeit.

Gibt es denn auch Leute, die nachdenklich werden, wenn Sie auf diesen Punkt hinweisen?

Ja, ich erlebe das bei Fortbildungen mit Gemeindeschwestern. Sie werden nicht nur nachdenklich, sie fragen mich: »Können Sie uns weiterhelfen? Gibt es entsprechende Literatur, die uns auf dieser Fährte voranbringen würde? Wo kann man darüber mehr hören?«

Die Helferin, die im Evangelium wurzelt, ist nicht hilflos

Und wie wirkt sich das auf die Hilfe aus? Es könnte ja auch einer kommen und sagen: »Das alles brauche ich zum Helfen gar nicht. Ich beweise auch, daß man Menschen auch ohne Bibel helfen kann.«

Ja, ich habe Krankenschwestern und Krankenpfleger erlebt, die von sich das sagen: »Ich bin kein Christ und möchte auch nicht als Christ angesehen werden«. Exzellente Pflegepersonen waren das. Oft vorbildlicher als mancher, der von sich sagen konnte, er sei Christ. Um helfen zu können, muß man nicht unbedingt ein Christ sein. Aber ich habe doch auch festgestellt, daß ein Patient oder Hilfebedürftiger es irgendwo spürt – man hat wohl eine Antenne dafür –, wenn jemand an sein Bett tritt, der aus diesem anderen Geist kommt. Ich kann nicht sagen, sie wären opferbereiter oder netter. Es gibt ja dieses Wort aus Indien: Die Nonnen haben weichere Hände in der Pflege. Ich möchte da meine Fragezeichen machen. Ich kenne Schwestern und Christen, die sehr harte Hände haben. Aber ich denke, es muß auch bemerkt werden, was Jesus gesagt hat: »Wer in mir bleibt und ich in ihm, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.« Das ist einfach da, wahrnehmbar. Wo es um Tod und Sterben geht, ist der Helfer, der im Evangelium verwurzelt ist, nicht ganz so trost- und hilflos wie jemand anderes, der dann echt an einer Grenze steht und nicht weiter weiß.

Kommen Sie nicht auch manchmal ins Sozialministerium? Die Leute dort denken bei der Sozialen Hilfe nicht zuerst an den Glauben. Wie

treten die Ihnen entgegen, wenn Sie als Schwester sozusagen mit einem Auftrag aus dem Himmel ins Ministerium kommen?

Rein äußerlich habe ich es dort immer leichter als meine Kolleginnen, obgleich die vielleicht tüchtiger sind in ihrer Arbeit. Wenn ich in meiner Tracht komme, stelle ich fest, daß Tracht und Haube nach wie vor nicht nur ein Schutz, sondern eine große Hilfe sind. Ob im Sozialministerium oder Hauptbahnhof – der Zugang ist ein anderer, ist leichter, einfacher. Ich lebe hier von etwas, was mit meiner Person nichts zu tun hat. Es hängt zusammen mit dem, was Generationen von katholischen und evangelischen Schwestern an Vertrauen errungen und erarbeitet haben. Deshalb liebe ich meine Tracht. Ich fühle mich wohl darin. Ich habe nicht das Bedürfnis, möglichst rasch in andere Kleider zu schlüpfen. Die Tracht ist mir ein ganzes Stück Freiheit und Befreiung.

Welches waren dann Ihre Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Männern, die in der Diakonie und in der Kirche einen übergeordneten Auftrag wahrnehmen?

Es waren interessante Erfahrungen! Da passiert es, daß ich als Schwester – wobei natürlich wieder die Tracht eine Rolle spielt – anders akzeptiert, vielleicht auch anders kritisiert werde, als die Kolleginnen, die in Zivilkleidung auftreten. Insgesamt: Ich fühle mich nicht unterdrückt in einer Männerwelt, obwohl wir im Diakonischen Werk ca. 18 »Abteilungsleitungen« haben, von denen nur drei Frauen sind, und eine – nämlich ich – ist eine Schwester. Alles andere sind Männer. In der Geschäftsführung ist es nicht anders. Eine Geschäftsführerin und alles andere Geschäftsführer. Ich fühle mich trotzdem unabhängig, auch in der Kirche. Ich bin Landessynodale. Auch in der Landessynode dominieren die Männer. Ich habe das neulich in einer Frauenrunde einmal angesprochen, als es um die Frage der Emanzipation ging. »Ja, sagten mir die Damen, Sie sind ja auch keine Frau,

Sie sind eine Schwester!« – »Was heißt das?« fragte ich zurück und jemand meinte: »Eine Schwester ist eigentlich ein Neutrum.« Da mag etwas dran sein. Ein Neutrum durch die Tracht. Sie drückt immer noch etwas davon aus, was die Schwester vor 100, vor 50 und vor 30 Jahren war. Wahrscheinlich ist es wirklich nicht die Frau von heute, die in der Tracht gesehen wird, sondern die Schwester von damals.

Und wie, wenn Sie als Schwester eine Art Alibifunktion haben und die Brüder in der Kirche sagen: Da, als Schwestern, haben Frauen doch Verantwortung, da tun sie ihren Dienst – was wollt ihr mehr? Dann kämen andere Frauen, die ohne Tracht einen Dienst der Verantwortung tun möchten, gar nicht erst zum Zuge.

Das vermute ich auch, daß wir Schwestern ein klein wenig eine Alibifunktion in der Kirche haben. Nur bedenken Sie, daß die Schwesternschaften immer kleiner werden! Da ist's schnell vorbei mit dem bequemen Alibi. Man muß sich aber schon Gedanken machen in der Kirche, auf welche Weise die Frauen in die Verantwortung hereingenommen werden können, nicht nur als Alibifrauen. Ich war übrigens bis vor wenigen Monaten Mitglied eines kommunalen Gremiums. Ich war im Kreistag des Zollern-Alb-Kreises. Das war interessant. Von 48 Kreistagsmitgliedern waren wir zwei Frauen, und von diesen zwei Frauen die eine Schwester. Da ist es mir aufgefallen, was für eine exotische Figur ich als Schwester war. Frauen in der Politik, eine Schwester in der Politik, da verkehrt sich jetzt etwas. Eine »normale« Frau in der Politik, das ist noch vorstellbar – die andere Frau war eine Lehrerin. Aber eine Schwester in einem politischen Gremium – politisch jetzt nicht parteipolitisch empfunden. Ich war ja von der Freien Wählervereinigung gebeten worden, für den Kreistag zu kandidieren. Dort war ich als einzige Frau unter 17 Männern natürlich schon ein Alibistück. Allerdings habe ich feststellen können, daß diese Männer bei Fachfragen im Sozialbereich nach meiner Meinung gefragt

und auf mich gehört haben. Ich konnte innerhalb dieser Fraktion im Sozialbereich wirklich Akzente setzen.

Ein Selbstbewußtsein entwickeln

Wenn ich jetzt an die Frauen denke, die in der Kirche, aber auch in der Gesellschaft Verantwortung übernehmen wollen: Was würden Sie denen als wichtigste Erfahrung auf die Seele binden?

Keine Angst vor den Männern! Sich von dem Komplex freimachen: Wir Frauen seien ja von vorneherein unterdrückt! Mit gesundem Selbstbewußtsein hineingehen und sagen: Ich bin auch wer! Allerdings muß ich persönlich sagen: dieses Selbstbewußtsein habe ich nur von meiner geistlichen Bindung her.

Ich hatte früher als drittes von fünf Kindern und als nicht so intelligentes Kind wie meine beiden älteren Schwestern viele Komplexe. Ich war das häßliche Etwas neben meinen hübschen, klugen großen Schwestern. Dann aber, als ich die Entscheidung getroffen hatte, da merkte ich, wie mein Selbstbewußtsein gewachsen ist. Natürlich, wenn es dann zu sehr wuchern wollte, dann kriegte ich immer eins drauf, aber ich konnte das ganz gut einstecken. Ich habe es verstandesmäßig verarbeitet, reflektiert und manchmal auch analysiert und mir gesagt: »Du bist da von deiner Linie abgewichen, folglich kann das gar nicht anders gehen.«

Aus meiner Bindung – ich möchte sagen aus meinem »Pakt mit Gott« – ist mir mein Selbstbewußtsein zugewachsen. Sicher, an vieles gehe ich mit Herzklopfen heran, aber ich fühle mich eigentlich nie ausgeliefert, auch nicht einer »Horde von Männern«. Dazu würde ich die anderen Frauen ebenfalls ermutigen. So würde ich gern zu den Frauen sagen: »Sucht nicht so viel nach Punkten, in denen ihr von den Männern benachteiligt werdet. Arbeitet aber daran, daß euer Selbstbewußtsein in der Bindung an Gott wachsen kann.«

Ilse Wehrmann

Mein Vorteil war meine Fachkompetenz

Meine Erfahrungen als Frau innerhalb der Evangelischen Kirche und ihrer Diakonie? Sehr vielfältige Erfahrungen sind dies für mich. Vielleicht muß ich vorausschicken: Ich bin in einem traditionell geprägten evangelisch-lutherischen Elternhaus aufgewachsen, hatte es leicht, in kirchliche Strukturen hineinzuwachsen.

Inzwischen bin ich fast zwanzig Jahre im Dienst der Bremischen Evangelischen Kirche. Aber ich muß sagen, daß es im Hinblick auf die Eroberung der Terrains als Frau in einer Leitungsposition nicht einfach ist. Auch 1989 noch nicht. Den Weg als Referentin für Evangelische Kindertagesstätten innerhalb dieser Kirche habe ich härter erkämpfen müssen, als das vergleichsweise ein Mann gemußt hätte. Mein Vorteil war meine Fachkompetenz, und daß ich langjährige Erfahrung als Kindergartenleiterin in der konkreten Praxis gesammelt und neben der Sozialpädagogik auch Betriebswirtschaft studiert hatte. Dadurch ist es mir möglich gewesen, sogar in den Finanzausschuß dieser Kirche zu gelangen. Alles, was mit Finanzen zu tun hat, ist mit Macht belegt. Was Frauen innerhalb der Kirche leisten müssen, ist aber mehr als das, was Männer leisten. Schizophren an dieser Situation ist nur: Wenn sie es wirklich tun mit Ehrgeiz und Engagement, nimmt man es ihnen eigentlich übel. »Die kämpft wie ein Mann« oder »Die hat Haare auf den Zähnen« oder »Die macht es einem wirklich schwer«, oder, was mich sehr schmerzlich berührt hat: »Die ist wohl familiär oder sexuell nicht ausgelastet, ihre Energie fließt in dieses Arbeitsfeld«. So lauten die Stigmata, die man bei einem Mann nie anwenden würde.

Ich erlebe, daß Frauen in der Wirtschaft – auch in Führungspositionen – breiter verankert sind, z.T. weil sie eigenes Kapital einbringen, eigene Firmen, ein anderes Know-how haben. Das ist

bei der Kirche so nicht möglich. Sie müssen sich hochgedient haben. Und da über die Vergabe von Stellen überwiegend Männer entscheiden, haben Frauen nie eine gleichberechtigte Chance, in bestimmte Etagen vorzudringen. Innerhalb der Gemeinden an der Basis tun sie die Arbeit, aber an den Leitungspositionen und bei der Verteilung von bestimmten Führungspositionen sind sie nicht mitbeteiligt. Selber bin ich nie eine Befürworterin der Quotenregelung gewesen. Aber ich sehe, daß auch ich nach über zwanzig Jahren ungeduldig werde, was die Beteiligung von Frauen in bestimmten Gremien betrifft. So wird es vorübergehend wohl nicht anders gehen, als mit der Einhaltung von Frauenförderplänen und mit einer Quotenregelung.

Die Kirche darf den Anschluß nicht verlieren

Auch innerhalb der Diakonie: Warum zum Beispiel ist es nicht möglich, Frauen in Direktorenposten zu nehmen? Ich höre das Argument: Frauen können schwanger werden. Dem kann ich nur entgegenhalten: Wenn Frauen im Bereich der Diakonie für Führungspositionen, für Direktorenposten in Frage kommen, sind sie mindestens Mitte 40. Das Thema Schwangerschaft ist dann kein Thema mehr. Ebenso könnte ich für einen Mann über 40 sagen: Er ist von der Gefahr des Herzinfarktes stärker betroffen, als Frauen es sein können. Dieses Argument zählt aber bei Männern in solchen Positionen nicht. Nur bei Frauen sucht man mühsam Argumente, weshalb sie für bestimmte Aufgaben nicht in Frage kommen. Dabei, denke ich, sind sie gerade im Bereich der Diakonie für manche Aufgaben geeigneter, weil sie für soziale Dinge mehr Sensibilität aufbringen als Män-

ner. Weil sie durch die Situation »Frau«, häufig auch durch ihr Hausfrau- und Muttersein, sehr viel näher dran sind an den Problemen der Familien, der alten Leute, der Kinder.

Offensichtlich gelingt es der Kirche aufgrund ihrer traditionellen Familienbilder nicht, auch Frauen an höheren Positionen zu beteiligen. Die Wirtschaft ist uns da voraus. Sie beginnt zunehmend, um Frauen zu werben, gerade für Führungspositionen – weil sie erkannt hat, daß es den Mitarbeitern an Sinnhaftigkeit in ihrem Beruf fehlt. Spontaneität, Selbstverantwortung, Selbstbewußtsein, Kreativität – ursprünglich Vokabeln von Frauen – gewinnen Raum in der Wirtschaft. Wird die Kirche aufpassen, daß sie den Anschluß nicht verliert? Wir wollen Männern gar nichts wegnehmen. Wir wollen nur mitbeteiligt werden. Persönlich glaube ich, daß auch in der Kirche bald eine Generation von Männern heranwachsen wird, die sich auf andere Werte besinnt, als die, die im Moment noch so hochgehalten werden.

Auch durch die Öffnung der Grenzen zu Europa hin wird es gesellschaftliche Veränderungen geben. 1992 werden wir eine multikulturelle Gesellschaft werden. Die europäischen Nach-

barstaaten sind uns z.T. voraus, was die Beteiligung von Frauen in bestimmten Bereichen betrifft, gerade im Hinblick auf Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Gesellschaft im Wandel

Frauen kriegen ja den Wertewandel innerhalb der Familie und damit auch der Kinder eher mit als Männer. Sie erfahren auch den Wandel innerhalb der Arbeitswelt anders, weil sie sich bemühen, beides zu verbinden, Familie und Beruf. Auch Karrierefrauen und Frauen, die gerne berufstätig sein wollen, weil sie eine Aufgabe sehen, möchten nicht ohne weiteres deshalb auf Kinder verzichten. An Problemen wie: Teilzeitarbeitsplätze, auch solchen mit Aufstiegsmöglichkeiten, mit tariflicher Absicherung, sind Frauen in einigen europäischen Nachbarländern weiter als wir. Die Aufgabenteilungen innerhalb der Familie laufen noch sehr traditionell. Es wird das aber nicht mehr tragfähig sein in der nächsten Generation. Dadurch, daß der Bildungsstand und die Schulausbildung von Frauen eine andere ist, lassen sie sich nicht mehr ohne weiteres nur auf ein Hausfrauendasein festschreiben.

Hildegard Feldtkeller

Im Bündnis mit den Hoffnungsträgerinnen der Armen

Ich möchte die Frage von einer besonderen Seite her beleuchten:

Ich denke an einen peruanischen Projektberater, der mich verständnislos ansah, als ich ihn fragte, inwiefern »sein« Landwirtschaftsprojekt das Leben der Kleinbäuerinnen verändert habe: Er wußte es einfach nicht.

Und ich denke an die Frauengruppe, die ich in einem Elendsviertel von Lima besuchte. In ei-

ner engen Lehmhütte hatten die fünfzehn Frauen sich nach Feierabend getroffen, um Lesen und Schreiben zu lernen. Diese vor Begeisterung strahlenden Gesichter im Schein einer einzigen Kerze – all der Armut ringsum zum Trotz – werden mir in Erinnerung bleiben.

Ohne Scheu erzählen sie mir von den täglichen Problemen: von ihren Kindern, die plötzlich an Durchfall starben, daß sie sich selbst oft

schrecklich matt und kraftlos fühlen, weil sie nichts Richtiges zu essen haben, von ihren Männern, die keine Arbeit finden und vor Verzweiflung zu trinken anfangen oder sich aus dem Staub gemacht haben, weil die Familie ihnen eine Last geworden ist. Die Frauen, die hier Lesen und Schreiben lernen, sind nicht nur für Haushalt und Familie verantwortlich, sie müssen auch noch für den Lebensunterhalt der Familien sorgen.

»Wir dachten, sie hätte das große Los gezogen«

Empört erzählt eine Frau von ihrer Schwester, die schließlich bei einem Arzt eine Stelle als Hausangestellte gefunden hat. »Wir dachten, die hat das große Los gezogen. Aber dann hat er sie im Haus eingeschlossen, weil sie sich gewei-gert hat, ein Verhältnis mit ihm einzugehen. Als sie schließlich nachgab und schwanger wurde, wollte er sie zur Abtreibung zwingen. Aber das hat sie strikt abgelehnt. So etwas ist in unserem Dorf streng verboten. Da warf der Arzt meine Schwester kurzerhand zum Haus raus. Wir Frauen sind nichts. Keine Behörde würde eine arme Frau anhören. Man würde ihr einfach nicht glauben. Und der Arzt würde natürlich alles abstreiten«, sagt die Frau bitter. Erst über ein »Rechtshilfebüro für Frauen«, das wie das Ausbildungsprogramm von BROT FÜR DIE WELT gefördert wird, konnte ihre Schwester erreichen, daß der Arzt das Kind wenigstens anerkennt und ihr während der Schwangerschaft eine Unterstützung bezahlt. Je ärmer eine Frau ist, desto weniger kann sie damit rechnen, daß geltende Gesetze ihr gegenüber eingehalten werden. Würde und Rechte einer Frau werden schwer verletzt, nur weil sie arm ist und keine Möglichkeit hat, sich dagegen zu schützen, – weil sie nie über ihre Rechte aufgeklärt wurde oder das Geld nicht ausreicht, um in Konfliktfällen einen Rechtsbeistand zu bezahlen.

Ich habe nicht mehr wie sonst das Gefühl, die Vertreterin einer ausländischen Hilfsorganisation zu sein. Es ist, als würden wir uns schon lange kennen. Eine Frau zieht mich durch die Seitentür hinter die Hütte. Wir stehen in einem kleinen Gärtchen! Ich kann meinen Augen kaum trauen. Das einzige Grün im Umfeld von mehreren Kilometern Wüste. Ich will wissen, wie sie darauf gekommen ist, hier einen Garten anzulegen. »Ich war das doch von zu Hause so gewöhnt«, meint sie. Es klingt fast entschuldigend und zugleich auch wehmütig. Ich kann das Heimweh in ihren Augen gut verstehen. Das Gemüse, das hier wächst, ist die Erinnerung »an bessere Zeiten«, aber zugleich auch ein Hoffnungsschimmer, daß es wieder so werden könnte wie früher. Vor allem aber ist es für diese Frauen eine ganz wichtige, wenn auch noch minimale Ergänzung zu ihrer sonst so einseitigen Ernährung.

Initiativen gegen den Widerstand der Männer

Die Frauen in Lima haben nicht nur Lesen und Schreiben gelernt. Sie haben auch gelernt, Ursachen zu erkennen, ihre Probleme beim Namen zu nennen, ihre eigenen Interessen zu vertreten und ihr Recht zu fordern. Sie sind Hoffnungsträgerinnen geworden. In vielen Entwicklungsprojekten müssen Frauen solche kleinen Initiativen gegen den Widerstand ihrer Männer durchsetzen. Während ihre Männer noch über tausend Schwierigkeiten diskutieren, warum es eben doch nicht gehen kann, fangen sie einfach an, hinter der Hütte Gemüse anzupflanzen. Es wird dann schon auch wachsen, wenn man es regelmäßig gießt. Aber Projektanträge werden gewöhnlich von Männern beschlossen, und so tauchen beispielsweise Gemüse-gärten erst darin auf, wenn sie von den Männern als nützlich anerkannt wurden. Es muß also in den Projekten ein Prozeß stattfinden, der die besonderen Interessen der Frauen

stärker berücksichtigt, sie an für ihr Leben wichtigen Entscheidungen gleichberechtigt beteiligt. Diese interne Auseinandersetzung ist nötig, damit der Weg der Entwicklung von der ganzen Gemeinde gemeinsam zurückgelegt werden kann. Im Falle des »Rechtshilfebüros für Frauen« war es allerdings schon nötig, daß die drei Rechtsanwältinnen ihren Antrag selbst an BROT FÜR DIE WELT schickten. Dafür hätten sie wohl schwerlich eine männliche Unterschrift gefunden.

BROT FÜR DIE WELT hat – nicht zuletzt durch den Frauenförderplan – erkannt, daß es nötig ist, die Projektpartner immer wieder nach der Rolle der Frauen in den »ganzheitlichen Entwicklungsprogrammen« zu fragen, um so ihren Interessen Gehör zu verschaffen und die Arbeit der Hoffnungsträgerinnen innerhalb der Gemeinde zu stärken. Wir müssen uns aber auch dessen bewußt sein, daß es Bereiche gibt, in denen dieser Prozeß nicht möglich ist, weil die Frauen zu sehr unter der Vormacht der Männer zu leiden haben. Hier muß der Diskriminierung gezielt entgegengewirkt werden, beispielsweise mit einem »Rechtshilfebüro für Frauen«.

Gleichberechtigung in der eigenen Kirchengemeinde?

Was aber antworte ich, wenn mich die Frauen in Übersee fragen, wie das denn bei uns zu Hause aussieht? Ja, wie funktionieren Gleichberechtigung und Demokratie in unseren Kirchengemeinden? Wie werden die Anliegen der Frauen in Übersee ins Bewußtsein unserer Gemeinden gebracht? »Wenn ein Glied leidet, dann leiden alle Glieder mit.« Im allgemeinen entscheidet der Pfarrer zusammen mit dem Kirchengemeinderat, für welches Projekt sich seine Gemeinde bei der kommenden Aktion BROT FÜR DIE WELT engagieren soll, d. h. welche Probleme in der Gemeinde angesprochen werden. Nur selten wird bei den oft hitzigen Diskussionen danach gefragt, ob das Projekt von Frauen und Männern gemeinsam geleitet

wird, bzw. wo die Interessen der Projektfrauen berücksichtigt wurden. »Frauenprojekte« wie das Rechtshilfebüro finden hier nur schwer eine Lobby.

Bei Projektbesuchen in Lateinamerika habe ich immer wieder das besondere Vertrauen erfahren, das mir Frauen dort entgegengebracht haben. Ich würde diesem Vertrauen nicht gerecht, wenn ich als Frau bei Gemeindebesuchen hier in der Bundesrepublik nicht auf die besonderen Probleme meiner Schwestern in Übersee hinweisen und von dem engagierten Einsatz berichten würde. Ihre Hoffnung und ihr Vertrauen gibt mir die Freiheit zur Hilfe. Als Frau habe ich die Chance, mehr über ihre Probleme zu erfahren, sie besser nachfühlen und verstehen, aber auch hier in den Gemeinden authentischer davon berichten zu können. Aber je mehr ich mich damit auseinandersetze, um so mehr entdecke ich, daß ihre Probleme auch unsere Probleme sind. Ich habe viel von den Frauen in Übersee gelernt. Ich habe gelernt, daß wir uns alle gemeinsam auf den Weg machen müssen – für eine neue, menschlichere Entwicklung. Ich habe gelernt, mich einzumischen. Dazu kann auch gehören, daß ich in einer Dritte-Welt-Gruppe mitarbeite oder für den Kirchengemeinderat kandidiere.

»Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Welt verändern« (Aus: »Menschen-Friedens-Band um die Erde« der Evang. Kirchengemeinde in Rotenburg an der Fulda.)

Sybille Fritsch-Oppermann

Maria und Marta: Aufforderung zum geschwisterlichen Streit

Bibelarbeit über Lukas 10, 38–42

Wahrscheinlich habe ich schon zu oft Männer über den berühmten Text von Maria und Marta predigen hören. Wahrscheinlich sind mir die männlichen und hochkirchlichen Auslegungen dieser Perikope zu sehr unter die Haut gegangen, als daß ich noch ganz objektiv mit ihr umgehen könnte. Das will ich der Fairness aber auch des besseren Verständnisses wegen vorausschicken, wenn ich nun als Frau und Pfarrerin mich wieder einmal auf die Suche nach dem verschwiegenen Sinn der Geschichte mache. Mit einer »Hermeneutik des Verdachts« zwischen den Zeilen, im Kontext der ganzen Geschichte Jesu und auf dem Hintergrund einer von Männern diktierten Auslegungsgeschichte suche ich nach der Bedeutung, die Maria und Marta heute für mich als Frau aber auch für die Gemeinschaft von Männern und Frauen in der Kirche gewinnen könnte.

Dem traditionellen homiletischen Gebrauch dieser Geschichte als Allegorie für die Aufteilung der kirchlichen Dienste in Diakonie und Theologie mag ich mich nicht mehr anschließen, zumal ich eine Trennung in Denken und Tun, in tätige Nächstenliebe und wissenschaftliche Auslegung der Bibel an sich für verkehrt halte. Wo einer sich in tätiger Nächstenliebe um die Verbesserung unserer Gesellschaft bemüht, da verkündigt er Gottes Reich. Wo eine versucht, in Worte zu fassen, was »Gott« für die Frauen dieser Welt bedeuten könnte und die Bibel daraufhin untersucht, wie ihre Texte und ihre Ausleger mit denen am Rande, mit den Armen dieser Welt umgeht, da leistet sie harte Arbeit.

Mich macht die Erfahrung vorsichtig, daß im Laufe der Auslegungsgeschichte zwar immer Maria von den Männern gelobt wurde, aber meistens nicht für eine eigene theologische Meinung und den Anspruch auf Mitsprache bei kirchlichen Entscheidungen, sondern weil sie aufmerksam den männlichen theologischen Ausführungen lauschte.

Andererseits fanden dieselben Männer es aber ganz in Ordnung, daß die vielen Frauen, die in der Diakonie, natürlich nie auf Leitungsebene, tätig waren, die Gemeinden aufrechthielten, die tätige Nächstenliebe übten, wo die Männer auf Sitzungen und Konventen und in der Vorbereitung theologischer Vorträge und ihrer Predigten aufgingen.

Haben sie nicht gemerkt, daß sie damit die Marias und die Martas unter uns gegeneinander ausspielten? Und haben wir nicht gemerkt, daß sie sich letztlich über beide gleichermaßen lustig machten, indem sie die Marias lobten, wo die geduldig und stumm zuhörten, und die Martas, wo die die praktische aber niedrige Arbeit in der Diakonie machten?

Marta

Von Jesus wissen wir dank der feministischen Exegese, daß er auch Jüngerinnen hatte. Daß er mit Frauen befreundet war und daß er es dankbar annahm, wenn unter diesen alleinstehenden Frauen die, die vermögend waren, ihm und seinen Jüngern Verpflegung und einen Platz zum Schlafen und zum Thora-Studium anboten. So eine Frau muß Marta gewesen sein. Unsere Geschichte erzählt ganz deutlich, daß sie ihn in ihrem Haus aufnahm. Aus dem Johannesevangelium, im Kapitel 11, erfahren wir, daß Marta und Maria die Schwestern des Lazarus waren. Auch hier ist Marta eine Frau, die es wagt, Jesus ihre Meinung ganz offen zu sagen. Als nämlich ihr Bruder gestorben ist, geht sie Jesus entgegen und fordert ihn auf, ihren Bruder aufzuerwecken schon vor dem Jüngsten Tag. Sie macht sich lange vor ihrer Schwester auf den Weg.

Ihr Glaube ist tatkräftig, aber darum nicht weniger durchdacht. Sie will nicht bis nach dem Tod warten damit, daß dieser Jesus gekommen ist, alles zu verändern. Sie klagt von ihm das Leben vor dem Tod ein, die Liebe und die lebendige Gemeinschaft heute, wie im Alten Testa-

ment die weisen Psalmisten. Und daß sie eine Theologin, nicht nur eine aufs leibliche Wohl bedachte Frau ist, wird dadurch bezeugt, daß sie als erste, noch vor Petrus, ein Christusbekenntnis spricht. Sie erbittet ja die Auferweckung ihres Bruders, weil sie an die Vollmacht Jesu glaubt. »Ja, Herr, ich glaube, daß du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist«, sagt sie bei Johannes.

Vielleicht ist ihre Klage bei Lukas, daß sie allein diene, gar nicht so unberechtigt. Vielleicht erinnert sie Jesus daran, daß auch das leibliche Wohl Aufmerksamkeit verlangt. Daß nicht nur der geistige, sondern auch der leibliche Hunger dieser Welt gestillt werden müssen.

Vielleicht wäre es gar nicht so undenkbar gewesen, daß Jesus ihr zum Teil Recht gab. Auch er wußte ja, daß zum Reden von Gott die Taten dazugehören. Vielleicht hat er zu ihr gesagt, sie solle sich erst einmal zu ihnen setzen und Gottes Wort hören und ihr versprochen, hinterher mit ihrer Schwester zu ihr in die Küche zu kommen und zu helfen. Vielleicht hatten die, die die Geschichte weitererzählten oder aufschrieben, ein Interesse daran, gerade dies zu verschweigen?

Maria

Der Evangelist Johannes berichtet, daß Maria es war, die Jesu Füße mit kostbarem Öl salbte und dann mit ihren Haaren abtrocknete. Die Jünger waren darüber sehr erbost, aber Jesus verteidigte sie. Auch Maria hat also die Bedeutung von Jesus und dem, was er sagte, erkannt. Aber auch sie hörte ihm nicht nur einfach zu. Sie tat etwas sehr Diakonisches, als sie ihn salbte, und etwas sehr Sinnliches und Liebevollendes dazu. Und vor all den beobachtenden und skeptischen Männern in dieser Runde sicher auch etwas Mutiges. Es geht also nicht an, die zu Jesu Füßen hockende Maria nur als Hörende, die Botschaft Empfangende, niemals aber selber Weitergebende zu sehen. Genauso wenig

wie es angeht, daß weit über fünfzig Prozent der Gottesdienstbesucher Frauen sind, aber weit weniger als fünfzig Prozent der Prediger.

Wir wissen inzwischen, daß es gar nicht so unwahrscheinlich ist, daß wir uns diese Szene in Martas Haus als eine auch in der Urkirche und heute wieder in China übliche Form der Hauskirche vorzustellen haben. Dann hat Jesus, wenn er auf diese Weise in einem Haus einkehrte, die dortige Ruhepause zum Studium der Thora genutzt. Er hat sie seinen Jüngerinnen und Jüngern ausgelegt und mit ihnen darüber diskutiert. Und von da ist es kein großer Schritt anzunehmen, daß auch in unserer Geschichte Jesus und Maria gemeinsam die Thora studieren. Das war für die damalige sehr patriarchale jüdische Gesellschaft etwas Revolutionäres. Und weil Jesus auch in dieser Gesellschaft erzogen war, kann es sein, daß er vielleicht Maria nicht ganz als gleichwertigen Diskussionspartner ansah. Aber das ändert nichts daran, daß er alles ihm Mögliche versuchte, die Frauen an der Auslegung und Verkündigung der Bibel zu beteiligen.

Ein Dialog

Irgendwie scheinen die Männer in Theologie und Kirche es geschafft zu haben, daß Jesu revolutionäres und für Frauen befreiendes Verhalten vergessen wurde. Die Frauen, die im Gottesdienst das Publikum für die männlichen Predigten darstellen, sind dieselben, die sich nicht trauen, eine solche Predigt auch einmal zu kritisieren. Es sind dieselben, die für Gemeindenachmittage den Kuchen backen, das Geschirr abwaschen, die Tische dekorieren. Dieselben, die im Kirchenvorstand nie den Vorsitz übernehmen, die unbezahlt Essen an Obdachlose austeilen, im Kindergarten helfen, Altenbesuche machen, kurz: die Gemeinde am Laufen halten. Es sind Maria und Marta, gleichermaßen mundtot gemacht. Maria und Marta, die sich manchmal gegenseitig nicht mehr

verstehen. Da etwa, wo die Frauen des Handarbeitskreises und die Gottesdienstbesucherinnen eifrig darüber wachen, daß ihre Pfarrerin wirklich nur fürs Denken da ist und nicht in ihren Bereich eingreift und deren Aufforderung, bei der Verkündigung und Gottesdienstgestaltung mitzuwirken, als Angriff auf die Rechte des männlichen Kollegen streng zurückweisen. Und auch da, wo Theologinnen, skeptisch betrachtet von Kollegen und Gemeindegliedern, sich von allen leiblichen und diakonischen Arbeiten zurückhalten, weil sie Angst haben, damit ihren schwer erkämpften Status in Frage zu stellen.

Wir wollen alles

Aber auf lange Sicht können noch so fein ausgesponnene Konzepte die Frauen in den Kirchen nicht mundtot machen. In unsern Gemeinden, auf Synoden, in der kirchlichen Verwaltung, in Predigerseminaren und auf Universitäten beginnen Frauen zu entdecken, daß sie beides sein können und sein wollen: Maria und Marta. Nicht die zum Zuhören verdamnte Maria, nicht die in die Küche verbannte Marta, sondern die die Bibel auslegende Maria, die neue, frauengerechte Worte für Gott entdeckt, die Frauenlieder singt, die entdeckt, daß Jesus mit den Frauen gleichberechtigt umging, die mitreden will bei theologischen Fragen und strukturellen Planungen in einer Kirche, die auch ihre ist.

Eine Marta, die stolz ist auf ihre handwerklichen Fähigkeiten, auf ihre Weiblichkeit, auf ihr Zupacken und auch darauf, daß sie Kritik an den allzu Theoretischen übt.

Wir wollen Frauen sein, die dadurch, daß sie Kinder lieben und gerne kochen, nicht für theologische Urteile disqualifiziert sind, und Frauen, die, nur weil sie gerne denken und predigen, sich nicht das Tanzen, das Schminken, das Handarbeiten und das Fühlen abgewöhnen müssen.

Und wir sind überzeugt, daß wir den Männern viel beibringen können und unsere Kirche lebendiger und heimatlicher gestalten, für Männer und Frauen.

Jesus ließ mit sich reden, und Ihr? Eine versöhnliche Schlußbetrachtung

Wo jahrhundertlang die Frauen totgeschwiegen wurden, wird eine Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche nicht ohne Streit wachsen können. Streit ist manchmal der einzig mögliche Weg, festgefahrene Traditionen wieder lebendig zu machen, ein Gleichgewicht herzustellen zwischen denen, die lange benachteiligt waren, und denen, die das unhinterfragt zu ihrem Nutzen genossen haben.

Solange wir aber streiten, wollen wir noch etwas voneinander. Solange Marta Jesus noch fragt, warum er sie allein dienen lasse, ist ihr seine Antwort noch wichtig. Solange Frauen in der Kirche nach Gleichberechtigung und Auseinandersetzung mit ihren Problemen verlangen, wollen sie diese Kirche noch, sind sie noch bereit, sie mitzutragen, zu erneuern, zu gestalten.

Und wenn die Männer nur ein wenig guten Willens sind, werden sie einsehen, daß die Gemeinschaft in der Kirche erst entstehen kann, wenn sie einmal eine Weile den Frauen zuhören, die so lange keine Stimme hatten. Sich auf die Frauen und ihre Art von Gottesdienst und Theologie einlassen, die solange kein Zuhause fanden in der Theologie und dennoch die Kirche füllten.

Wenn das wirklich geschieht, dann steht zu hoffen, daß aus Männern und Frauen aufeinander Hörende, miteinander Betende und gemeinsam Gott Weitergebende werden, in Wort und Tat eine wirkliche Gemeinschaft von Männern und Frauen in der Kirche.

Alex Funke

»Frau Vikarin«, aber nicht »Frau Pastorin«

Seit geraumer Zeit lebt sie als Ruheständlerin. Voraus gingen Jahrzehnte in kirchlichem Dienst. Wenn sie erzählt, wird an einem unter vielen Exempeln einsehbar, wie hartnäckig (und wohl auch demütigend) berufstätige Frauen um Anerkennung zu kämpfen hatten, in der Kirche kaum weniger als in der Gesellschaft.

Elternhaus und Schule vermittelten: »Ich bin im Gottesdienst heimisch geworden. So entstand der Wunsch, einen kirchlichen Beruf zu ergreifen.« Studium der Theologie lautete die Wahl. Was sie da mitbekam, »faszinierte mich.« Aber schon bald erlebt sie den Gegenwind, der Frauen unserer Tage zum Kampf »Gleichberechtigung« trieb. Sie und ihre Mitstudierenden lesen im Juni 1934, daß die »Theologische Schule« in Bethel in Zukunft keine Studentinnen mehr aufnehmen wolle. Das nötigt ihnen einen fragenden Brief mit sieben Unterschriften ab; heutzutage wäre daraus ein angriffiges Protestschreiben geworden. »Ob Bethel das grundsätzliche Ja zu dem Amt der Theologin in der Kirche aufgegeben habe«, möchten sie wissen; und »daß gerade Bethel als die größte Vertreterin der Inneren Mission uns in unserem Studium seine Hilfe nicht verweigern dürfe«, mahnen sie an. Eine nächste Enttäuschung folgt wenig später. Die Kirchengemeinde, der sie seit Kindertagen angehörte, stellt die Auszahlungen eines bislang gewährten Studienlehrens ein.

Examen und erste Schritte im Gemeindevikariat. Jetzt findet sie Zugang zu einer Art Selbsthilfegruppe: »Theologinnenverband« nennt er sich. Immerhin gibt es bereits einige, die sich »Vikarin« nennen dürfen, beileibe nicht »Pastorin«; die »eingesegnet«, nicht »ordiniert« werden; die einige ausgewählte Dienste übernehmen dürfen in der Jugend- und Frauenarbeit, in Krankenhausseelsorge oder in überparochialen Verbänden. »Den Männern stellte man bereits im Studium ein klares, erstrebenswertes Be-

rufsbild vor Augen, das des Gemeindepfarrers«, von dem es im Geleitwort eines Buches über den Pfarrberuf heißt: »Der königlichste, freieste, reichste, aufregendste, sinnvollste Beruf« (J. J. von Allmen: Diener sind wir). Ist er Frauen nicht zuzutrauen? »Zu den Predigerseminaren für Männer wurden wir nicht zugelassen.«

Es folgen Zuweisungen von Aufgaben in der Jugendarbeit, der Inneren Mission und zunehmend als Katechetin, bis – inzwischen ist Kriegszeit – die Vertretung in einer vakanten Pfarrstelle hinzukommt. Da bedarf es jedoch eigens einer Beschlußfassung des Bruderrates im Kirchenkreis, um der »Vikarin« zu gestatten, das Abendmahl auszuteilen. »Wie gerne wäre ich ordentliche Pfarrerin in X. geworden«, erinnert sich die Ruheständlerin. »Aber nach Kriegsende mußte ich die dortige Arbeit an einen Mann abgeben.«

Nun freilich folgt kein Rückzug in Resignation, sondern Aufträge, die ihre Initiative herausfordern und ihre Begabungen zur Entfaltung kommen lassen. Immer noch wird sie »Vikarin« geheißen; erst ab 1. 1. 1965 darf sie sich, laut neuem Kirchengesetz, »Frau Pastorin« titulieren lassen. Sie buchstabiert, gemeinsam mit anderen: »Beim Pfarrer trägt das Amt die Person, bei der Theologin trägt die Person das Amt«. Immerhin, seit 1957 bezieht sie ein volles Pfarrgehalt und nicht länger 75% der Anfangsstufe A 13. Sie wird in leitende Ämter berufen, die vormals Männern vorbehalten waren.

Einer ihrer Kollegen erinnert sich: »Sie war unter den Mitarbeitern lange Zeit die einzige Frau. Und ich fürchte, wir kirchlichen Mannsbilder waren kaum weniger schrecklich als die weltlichen. Sie wurde mit uns fertig, machte uns aber nicht fertig. Sie gehört zu der Theologinnengeneration, die sich sehr tapfer behaupten mußte in einer männlich geführten Kirche«. Tröstliches Fazit: Die Kirche ist »zu jeder Zeit reformierbar« (semper reformanda). Martin Luther hat es ihr gewünscht und zugetraut.

Jutta Schmidt

Sie läßt sich doch bewegen – Frauen verändern Kirche

Befragungen, Hearings, Einsetzung von Frauenbeauftragten, -referaten und -beiräten, es scheint, als beeilten sich die Landeskirchen, um zur EKD-Synode im Herbst eine Frauenvertretung auf der Leitungsebene vorweisen zu können. Der »Aufbruch der Frauen in der Kirche« findet statt: Es geht um den Schlüsselsatz »Frauen tragen Kirche – prägen Frauen Kirche?«, der das Dilemma der vielen Frauen an der Kirchenbasis aufzeigt, die patriarchalen Leitungsstrukturen unterstehen und nicht angemessenen Entscheidungen im kirchlichen Bereich beeinflussen können.

Meilensteine auf dem Weg der Frauen

Einige historische Meilensteine auf dem Weg der Frauen in den Kirchen zur Institutionalisierung einer Vertretung ihrer Interessen sollen hier genannt werden. Einmal ist der Einfluß der Frauenbewegung nicht zu unterschätzen, die seit den 60er Jahren eine umfassende Kritik der gesellschaftlichen Rollenverteilung leistete und in der viele Frauen auf die Suche nach ihrer Geschichte und ihrer Identität gingen/gehen.

Für den kirchlichen Bereich spielt zudem die Frauenordination und die Zunahme des Anteils der Theologiestudentinnen eine wichtige Rolle. Das besondere Erkenntnisinteresse von Frauen in einer von Männern dominierten Gesellschaft hat mühsam begonnen, theologische Forschung an der Hochschule und theologische Praxis im Pfarramt zu verändern.

Die 1979 erschienene EKD-Studie »Frauen in Familie, Kirche und Gesellschaft« zeigt, daß die Forderung gehört wurde, Frauen auf *allen* Ebenen der kirchlichen Strukturen zu beteiligen. Allerdings scheint im Nachhinein der in der Studie geforderte Fünf-Jahresplan als viel zu kurzfristig. Hier hatte man nicht im Blick, daß diese grundlegende strukturelle Veränderung

mehr Zeit kostet als die Einführung eines neuen Verwaltungsprinzips. Im oekumenischen Bereich entstanden ebenfalls Initiativen zur Förderung der Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche (z. B. Konsultation in Sheffield, 1981).

Auch im Zuge der »neuen sozialen Bewegungen« fanden sich Frauen, die die Verantwortung für die Schöpfung, ihren christlichen Glauben und ihr Selbstverständnis als Frau bis zu den Kirchenleitungen trugen. In der EKHN (Evang. Kirche in Hessen und Nassau) brachte die Gruppe »Frauen für den Frieden/Netzwerk« 1983 den Vorschlag ein, eine Pfarrerin als »Friedensbeauftragte« anzustellen, und es forderten z. B. in Westfalen die »Frauen für den Frieden« 1985 mit anderen kirchlichen Frauengruppen eine Frauenbeauftragte.

Nicht zuletzt zeigt die Initiative des ÖRK, 1988–1998 eine oekumenische Dekade »Solidarität der Kirchen mit den Frauen« einzuberufen, daß die »Frauenfrage« in der Kirche ein Hauptthema werden muß, und daß sie Zeit braucht: schnell verändert sich nichts und schon gar nicht in kirchlichen Strukturen, zumal, wenn sie so eng mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten korrespondieren.

Im Zuge des konziliaren Prozesses, der einen gemeinsamen Einsatz der Christenheit für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung erreichen will, sind die Anliegen der Frauen ebenfalls deutlich formuliert worden.

Zur Annäherung an die Gemeinschaft von Frauen und Männern fordert etwa die »Stuttgarter Erklärung« (Forum »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung«, Stuttgart, Oktober 1988):

- »Förderung von Frauen in den Ämtern und Diensten der Kirche;
- leitende Positionen für Frauen in kirchlichen Einrichtungen und an theologischen Fakultäten;
- bei gleicher Qualifikation Vorrang von Frauen bei der Besetzung von Ausbildungs-

- und Arbeitsplätzen, bis auf allen Ebenen, auf denen Frauen unterrepräsentiert sind, eine Parität hergestellt ist;
- gleichberechtigte Beteiligung der Männer an der Kindererziehung, Haus- und Familienarbeit;«

Veränderungen in den Gliedkirchen der EKD

Diese Forderungen stecken auch den Rahmen ab, in dem sich Frauen in den Gliedkirchen der EKD seit Mitte der 80er Jahre für eine strukturelle Veränderung zur Wahrnehmung der Rechte und besonderen Interessen und Anliegen der Frauen in der Kirche einsetzen.

Die Ernsthaftigkeit der Suche nach neuen Strukturen zeigt sich auch darin, daß neue und andere Methoden angewandt wurden, um sie zu finden und angemessen zu beschreiben. So werden z. B. Formen basisdemokratischer Meinungsbildung eingesetzt: Hearings, Frauenforen, Befragungen und Wahlen.

Das Frauen-Hearing der *Evang. Kirche in Hessen und Nassau* im Februar 1986 und die Vorbereitungsarbeit für das Konzept eines Frauenreferates in der *Westfälischen Landeskirche* (ebf. Frühjahr 1986) zeigten, daß die Wünsche, Vorstellungen und Forderungen von Frauen eindeutig und umfassend sind:

- Die Erfahrungen der Frauen versanden in der kirchlichen Hierarchie: 80% der ehrenamtlichen Arbeit und 70% der professionellen Arbeit wird von Frauen geleistet. Die Männer bevölkern hier vor allem ehrenvolle Plätze/Chefetagen
- Frauenarbeit und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung muß zum Thema werden – hier ist ein Strukturwandel besonders nötig (und zuerst in Kirche und Diakonie z. B. durch Frauenförderpläne)
- Die Frauen werden in kirchlichen Verlautbarungen etc. diskriminiert; eine inklusive Sprache wird gefordert

- Förderung feministischer Theologie (»als Begründung und Vision von Befreiung«) und Förderung der Bildungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten für alle Frauen
- Zusammenhänge für Frauen schaffen (Tagungen, regelmäßige Treffen, Synoden) und Förderung der Arbeit in den einzelnen Gemeinden
- Kontrolle der Kirchenpolitik gegen offenen oder schleichenden Sexismus.

Formale Forderungen:

- Einrichtung eines Arbeitsbereiches Frauen (Frauenbeauftragte, Frauenreferat), der auf Kirchenleitungsebene angesiedelt ist und eine institutionalisierte Bindung zur »Basis« der Frauen in der Landeskirche hat (Beirat).

So hat die westfälische Landeskirche seit September 1988 ein Frauenreferat, das als eine kirchenamtliche Einrichtung im Haus Villigst untergebracht ist. Hier arbeiten hauptamtlich eine Sozialwissenschaftlerin (u. a. zu Frauenerwerbslosigkeit), eine Theologin, eine Pädagogin (u. a. zu Frauenförderplänen) und eine Sachbearbeiterin. Die Arbeit des Referates wird begleitet von einem Beirat, der seit Mai 1987 besteht. Dieser Beirat (18 Frauen) wurde nicht von der Kirchenleitung eingesetzt, sondern von 99 Frauen der »Basis« – Vertreterinnen aus Kirchenkreisen und Frauengruppen/Verbänden – gewählt. Die Hauptamtlichen im westfälischen Frauenreferat versuchen, im Team zu arbeiten; das Frauenreferat soll nicht die alten hierarchischen Leitungsstrukturen fortführen.

Die *Bayerische Landeskirche* hat seit Frühjahr 1989 einen »Arbeitsbereich Frauen in der Kirche«. Er führt seine Aufgaben in ständiger Zusammenarbeit von Referentinnen, Beirat und erweitertem Beirat durch. Es sollen Kontakte zu den Frauenreferaten anderer Landeskirchen, zu staatlichen und kommunalen Gleichstellungsstellen geschaffen werden. Kontakte zur kirchlichen Basis werden u. a. über Frauentage auf Kirchenkreisebene durchgeführt. Der Beirat und der erweiterte Beirat werden zum



Fritz-Joachim Steinmeyer

Langzeitarbeitslose – endlich politisch aktuell

Es hat lange gedauert, bis der Appell des Rates der EKD vom Herbst 1987 in Bonn endlich Anklang fand. Zwar hatte sich die SPD-Fraktion für das Ratspapier mit einer Bundestagsinitiative stark gemacht; doch das Anliegen blieb im Bundestagsausschuß hängen.

Nun war es Dr. Blüm, der Bundesarbeitsminister, der seinerseits initiativ wurde. Am 31. Mai lud er die Spitzen von Gewerkschaften, Arbeitgebern, Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und dazu Ländervertreter aus Nordrhein-Westfalen und Bayern und die kommunalen Spitzenverbände zu einem »Runden Tisch der sozialen Verantwortung« in sein Ministerium ein.

Richtlinienentwürfe

Vorgegeben waren zwei »Richtlinienentwürfe«. Der erste, ausgestattet mit 1,75 Mrd. DM, zielte auf die Gewährung von Lohnkostenzuschüssen für die Neueinstellung von Langzeitarbeitslosen. Diese Zuschüsse sollten sich von Jahr zu Jahr reduzieren, bis die neu eingestellten Mitarbeiter den tariflichen Leistungslohn selbst zu 100% zu erarbeiten in der Lage wären.

Das zweite Programm, ausgestattet lediglich mit 250 Mill. DM, sollte jenen Langzeitarbeitslosen zugute kommen, die kaum noch eine Chance auf dem Arbeitsmarkt haben, d. h. besonders schwervermittelbare Langzeitarbeitslose. Dieses Programm unterscheidet sich allerdings durch seine »Ausstattung« wesentlich vom ersten Initiativprogramm: Investitionszuschüsse, Zuschüsse zu den zusätzlichen Personalkosten für Anleiter und Betreuer, Betriebskostenzuschüsse usw. Alle diese Zuschüsse, allerdings

auf der Basis von 80% und mit der Erwartung, daß Dauerarbeitsplätze geboten werden würden.

Das erste Programm (degressive Lohnzuschüsse) schien vorzugsweise für Wirtschaftsbetriebe ausgelegt; das zweite eher für Verwaltung, Verbände und Initiativen mit gemeinnützigem Charakter. So konzentrierten sich die Rückfragen am »Runden Tisch« von evangelisch-diakonischer Seite auf folgende Fragen bzw. Feststellungen:

1. Die Absicht, endlich etwas gezielt für die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffenen Menschen zu tun, wurde im Grundsatz sehr begrüßt.
2. Die Ausstattung des (zweiten) Programms für die besonders schwervermittelbaren Langzeitarbeitslosen sei im Prinzip begrüßenswert, allerdings gibt es zweierlei zu bedenken:
 - Nötig sind 100%ige Förderungen, da freien Trägern nicht ein weiteres Mal Eigenmittel für die Beteiligung am Programm der Bundesregierung abverlangt werden können.
 - Die Befristung der Programme auf 31.12.1991 sei unrealistisch bzw. unzumutbar, insbesondere im Blick auf festanzustellende neue Mitarbeiter und die voraussehbaren Folgekosten des laufenden Betriebes.
 - Die administrativen Wege von der Bundesanstalt für Arbeit über die Landesarbeitsämter hin zu den örtlichen Arbeitsverwaltungen – und wieder zurück (zur Anmeldung von

»Quoten« gemäß jeweiliger Höhe örtlicher Langzeitarbeitslosenzahlen), sei viel zu umständlich und zeitraubend.

3. Problematisch sei die Feststellung der Zahlen von Langzeitarbeitslosen über die Arbeitsverwaltungen. Viele Arbeitslose sind nicht gemeldet, sind Sozialhilfeempfänger oder überleben, ohne daß das Arbeits- oder Sozialamt etwas von ihrer Existenz wissen.
4. Deshalb sollte es auf allen Ebenen solche »Runden Tische« geben, an denen sich die Verantwortlichen (siehe oben) zusammensetzen und unbürokratisch und individuell Menschen helfen, aus ihrer Armut als Langzeitarbeitslose herauszukommen. Es sei nötig, die strikten Grenzen zwischen den verschiedenen Systemen der Hilfe vor Ort endlich zu überwinden und zu Kooperationen zu kommen, die die jeweiligen Zuständigkeiten flexibilisieren. Es müsse aufhören, daß die Leistungsträger sich Klienten (= Langzeitarbeitslose) hin und her zuschieben, um sich der eigenen Leistungspflicht möglichst zu entziehen.

Realisierung

Wie solche Kooperationen zu realisieren wären, ergab die Diskussion am Bonner »Runden Tisch der sozialen Verantwortung«. Die örtlichen Organe der Arbeitsverwaltungen sollten analog der Zusammensetzung des großen »Runden Tisches« in Bonn die jeweiligen gesellschaftlichen Kräfte (Kirchen, Verbände usw.) zu gemeinsamen Beratungen einladen, um gezielt und individuell den Menschen mit ihren jeweiligen Problemen durch die Vermittlung von Arbeit eine Lebensperspektive zu geben.

Bereits am folgenden Tage gab der Bundesarbeitsminister im Bundestag eine Regierungserklärung ab, in der er auch die beiden Programme zugunsten langzeitarbeitsloser Menschen verkündete und auf den grundsätzlichen Kon-

sens der Gesprächsteilnehmer am »Runden Tisch für gesellschaftliche Verantwortung« vom Vortage Bezug nahm.

Auf der gleich darauf folgenden (2.–4. Juni) Bundesdelegiertenversammlung der CDA (Christlich Demokratischer Arbeitnehmerschaft – Sozialausschüsse) in Königswinter, forderte deren Vorsitzender (Senator a.D. Ulf Fink) unter dem Konferenzthema »Sozialstaat – soziale Gerechtigkeit« insbesondere politische Initiativen zugunsten arbeitsloser Menschen. Auf der gleichen Veranstaltung trug der Bundesminister für Arbeit seine beiden neuen Initiativen vor und machte sich ausdrücklich den Gedanken der »vielen runden Tische« auf allen Ebenen zu eigen, da es nur gemeinsam gelingen könne, menschliche Nöte zu wenden.

Schließlich war »Langzeitarbeitslosigkeit« ein gewichtiges Thema des bereits längerfristig verabredeten Gesprächs zwischen dem Präsidium der SPD und dem Rat der EKD (5. Juni 1989). Inzwischen lag ein eigener Initiativantrag der SPD-Bundestagsfraktion vor, der seinerseits Wege aus langfristiger Arbeitslosigkeit aufzuzeigen versucht. Der wesentliche Akzent der SPD-Initiative hebt auf einen »Anspruch« des langzeitarbeitslosen Jugendlichen bzw. Älteren auf einen Dauerarbeitsplatz ab.

Die Mitglieder des SPD-Präsidiums zeigten sich für *alle* Lösungsversuche offen, die geeignet seien, Langzeitarbeitslosen Erwerbstätigkeit zu ermöglichen.

Nach diesen Gesprächen bleibt es Aufgabe der Diakonie – im Einklang mit der EKD – gemeinsame Anstrengungen anzumahnen, viele runde Tische, denen sie sich selbst auch nicht versagt.

Aufgaben der Kirche

Die Evangelische Kirche in Deutschland und das Diakonische Werk sind dankbar für die von Koalition und Opposition signalisierte Bereit-

schaft, gegebenenfalls über Parteigrenzen hinweg, nicht nur Maßnahmen zu ergreifen, die sich auf 60 000 (von geschätzten 600 000) Langzeitarbeitslose richten, sondern auf alle Menschen, die schon lange arbeitslos sind oder die arbeitslos zu werden drohen.

Die evangelischen Kirchen haben aus ihren Mitteln in der Vergangenheit bereits etliche Millionen für diakonische Initiativen zugunsten arbeitsloser Menschen in unserem Lande bereitgestellt. Darüber hinaus sind sie mit ihrer Dia-

konie vielfältig im sozialen Rechtsstaat engagiert. Weitere und zusätzlich hohe Millionenbeträge werden die Kirchen für weitere Hilfen zugunsten arbeitsloser Menschen nicht leisten können. Aber sie verfügen über ein »Potential« von engagierten Christen und von Christen, die in ihrem Glauben zum Engagement mit Kopf, Hand und Geld ansprechbar sind, – ansprechbar auch als Teilnehmer an jenen runden Tischen, an denen es darum gehen muß, im Namen Christi Lebenssinn zu vermitteln.

Uwe Schwarzer

Änderung des Heimgesetzes

Regierungsentwurf löst die zentralen Probleme im Heim nicht

Mit dem Regierungsentwurf zur Änderung des Heimgesetzes steht erneut ein Gesetz zur Diskussion, das im Falle einer Verabschiedung nicht den Interessen der uns anvertrauten Menschen in den Einrichtungen der Alten- und Behindertenhilfe dienen wird.

Das Diakonische Werk der EKD ist enttäuscht darüber, daß mit diesem Gesetzentwurf nicht die zentralen Probleme im Heimbereich angegangen werden, z.B. die Situation aufgrund der unzureichenden Stellenschlüssel und des Mitarbeitermangels.

Unstrittig ist, daß der Heimbewohner ein Schutzbedürfnis hat, dem Rechnung zu tragen ist. Mit der ebenfalls unbestrittenen Versorgungsverpflichtung der Träger der Einrichtungen müssen deshalb die Belange beider Seiten

in ein ausgewogenes Verhältnis zueinander gebracht werden. Der Entwurf des Ersten Gesetzes zur Änderung des Heimgesetzes wird dem nicht gerecht. Zu dem Entwurf ist im einzelnen folgendes zu bemerken:

1. Die Bestellung eines Heimfürsprechers aufgrund eines behördlichen Verwaltungsaktes ist ein Eingriff in die Schutzsphäre des Heimträgers. Es war bisher Konsens, daß die Freie Wohlfahrtspflege im Rahmen ihrer grundgesetzlich abgesicherten Selbstverwaltung im Rahmen des staatlichen Rechtes eigenständige Regelungen schafft.
2. Der Geist des Gesetzentwurfes wird deutlich in der Absicht, anstelle von »Auskunft« und »Nachschau« das Wort »Überwachung« zu setzen. Der Begriff »Überwachung« hat einen

polizeirechtlichen Charakter. Er ist für die Dienste und Einrichtungen der Diakonie unangemessen.

3. Dem Schutzbedürfnis des Heimbewohners wird nicht dadurch Genüge getan, daß der Träger verpflichtet wird, seine Leistungen, soweit ihm dies möglich ist, einem verbesserten oder verschlechterten Gesundheitszustand des Bewohners anzupassen, wenn ihm nicht gleichzeitig die Möglichkeit gegeben wird, das Entgelt durch einseitige Erklärung, entsprechend dem angepaßten Leistungsumfang, zu erhöhen oder zu senken. Ungedeckte Kosten beim Träger würden gleichzeitig auch die Leistungsfähigkeit der Einrichtung schmälern.
4. Dem Schutzbedürfnis des Heimbewohners kommt ebenfalls nicht entgegen, daß das insgesamt zu entrichtende Entgelt nach Unterkunft, Verpflegung und Betreuung aufzugliedern ist. Wenn sich der Gesundheitszustand bei älteren Menschen häufig ändert, müßte somit auch immer wieder das Verhältnis zwischen den drei Bereichen neu angepaßt werden. Der Heimbewohner würde durch dieses Verfahren letztlich auch verunsichert. Angesichts der Vielzahl von Heimen ist es darüber hinaus praktisch nicht möglich, einen in drei Einzelpositionen aufgeschlüsselten individuellen Pflegesatz zu vereinbaren.

5. Dem Schutzbedürfnis des Heimbewohners ist auch nicht damit Rechnung getragen, daß die Angemessenheit des Entgeltes auf einen ortsüblichen Entgeltsatz abgestellt wird, da es in vielen Orten oft nur eine Einrichtung im Sinne des Heimgesetzes gibt und somit ein »üblicher« Pflegesatz kaum zu ermitteln ist. Sachgerechter ist, die Pflege-satzvereinbarungen auf der Grundlage von § 93 (2) BSHG als Vergleichsmaßstab zu nehmen. Hiermit ist der Heimbewohner vor unangemessenen Entgelten geschützt.

Sollte der Regierungsentwurf verabschiedet werden, so würden weder Mitarbeiter eine Entlastung noch Heimbewohner mehr Schutz und menschliche Zuwendung erfahren. Der Freistaat Bayern hatte zehn Änderungsanträge zum Gesetzentwurf gestellt. Sie nahmen ebenfalls auf die unter Ziffer 1 bis 4 dargelegten Gesichtspunkte Bezug.

Das Diakonische Werk der EKD begrüßt, daß in der Stellungnahme des Bundesrates (Drucksache 203/89 vom 2. 6. 1989) den Anliegen der Diakonie wesentlich Rechnung getragen wurde. So hat z.B. auch der Bundesrat die beabsichtigte Aufspaltung des zu entrichtenden Entgeltes für unpraktikabel gehalten.

Redaktion Uwe Schwarzer

Herbst 1989 basisdemokratisch neu gewählt. Im erweiterten Beirat werden auch Männer vertreten sein.

So setzt sich das Modell, das die westfälischen Frauen verwirklicht haben, auch in den anderen Landeskirchen durch – je angepaßt an die Gegebenheiten, Bedürfnisse und den Diskussionsstand. Auch die *Nordelbische Kirche* beschloß auf der Herbstsynode im September 1988 die Einrichtung eines Frauenreferates, dessen Konzeption in der Juni-Synode 89 vorgestellt und diskutiert wurde.

Die *Evang. Kirche in Hessen und Nassau* wird auf ihrer Synode im August 1989 den endgültigen Bericht des ehrenamtlichen Beirates – neun Frauen, drei Männer – und der hauptamtlichen Geschäftsführerin erhalten, die beauftragt waren, eine Situationsanalyse der Frauen in der hess.-nass. Kirche zu erstellen. Auch wird vermutlich ein Frauenreferat (hauptamtliche Mitarbeiterinnen) mit basisdemokratisch gewähltem, ehrenamtlichem Beirat angestrebt. In der *Rheinischen Landeskirche* ist ein Frauenreferat in der Diskussion, ebenso in *Berlin*.

In *Hannover* fand im März 1989 ein Frauentag statt, seine Ergebnisse und die Ergebnisse einer Frauenbefragung wurden in einem Hearing auf der Synode im Juni vorgestellt und diskutiert.

Die »kleineren« Landeskirchen tun sich mit hauptamtlichen Stellen noch etwas schwer. In der *Braunschweigischen Landeskirche* wurde im Oktober 1987 von der Synode eine »Kammer für Frauenfragen« eingerichtet, der eine von der Synode gewählte, ehrenamtliche Frauenbeauftragte vorsitzt, und der je ein Landessynodaler, eine Landessynodalin (gewählt ebf. von der Synode) und vier von der Kirchenregierung berufene Frauen aus der Mitarbeiter/innenschaft und der Basis angehören. Sie arbeitet seit April 1988.

Kritisiert wurde bei diesem Modell, daß die Basisanbindung – etwa durch einen gewählten Beirat – nicht gegeben sei, auch schon der

Name »Kammer« spreche für die Haltung der Landeskirche, das Frauenproblem in einen geschlossenen Raum abzuschieben. Andererseits wird die Kammer für Frauenfragen als Aufbruch in eine richtige Richtung gewertet.

Am Beispiel der ebenfalls sehr kleinen *Lippischen Landeskirche* wird deutlich, wie fehlende Strukturen den Weg selbst zu ehrenamtlichen Frauenbeauftragten verstellen können. Hier fehlen noch Initiativgruppen aus Kirchengemeinden, Gruppen von Mitarbeiterinnen in Verkündigung und Diakonie, die sich für einen Anfang – etwa ein Hearing – zusammenfinden wollen.

Frauen tragen Kirche und müssen sie auch prägen

Die Gefahr besteht, daß irgendwann die Diskussion um Formen der Partizipation und Interessenvertretung die Inhalte überdecken könnten; der Griff nach mehr Macht allein genügt nicht. Es wird Frauen vielmehr um tiefgreifende qualitative Veränderungen gehen, die ohne Begrenzungen auf der Seite der Männer bzw. Bevorzugungen der Frauen im Anfang kaum denkbar sind.

Wenn Kirche ihren Anspruch wahr machen will, in der Gesellschaft verändernd zu wirken im Sinne einer neuen, befreienden Praxis aus dem Glauben heraus, dann muß eingelöst werden, was Frauen noch nur als Frage formulieren können: *Frauen tragen Kirche und so müssen sie sie auch prägen* – in allen Bereichen, auf allen Ebenen; theologisch, historisch, rechtlich, formal und inhaltlich.

Der Alltag der Referate und Frauenbeauftragten wird erweisen, wie weit sie nur eine Alibifunktion haben, und die weitergehenden Forderungen nach mehr Rechten und Einflußmöglichkeiten werden zum Prüfstein für die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche werden.

Gerta Scharffenorth / Heidi Lauterer-Pirner

Die Mobile Frauenakademie (MOFA)

Frauen in kirchlichen Arbeitsfeldern lernen voneinander und miteinander

In der EKD-Studie »Die Frau in Familie, Gesellschaft und Kirche« (Hannover 1979) wird kritisch auf die Kommunikationsbarrieren hingewiesen, die unübersehbar zwischen den von Männern verantworteten Aufgaben und dem bestehen, was Frauen in der Kirche tun. Dieser Mangel an Erfahrungsaustausch und Verständigung zwischen Gliedern der Kirche verstärkte die unter Frauen verbreitete Resignation und entspräche zudem nicht dem evangelischen Verständnis von Kirche. Mit Nachdruck wird empfohlen, Schritte zur Überwindung dieser Schwäche im kirchlichen Leben und Handeln zu unternehmen. In der Tat muß vieles in dieser Richtung seitens der Kirche als Institution geschehen.

Doch betreffen diese Mängel ja uns selbst, das Gelingen unserer Arbeit. Für die Anliegen, die wir Frauen oft nur unzureichend in Kirche und Gemeinden, in der Diakonie und Erwachsenenbildung, in theologischer Ausbildung und Fortbildung einbringen können, ist es darum wichtig, die Verbindung der in verschiedenen Bereichen tätigen Frauen untereinander zu verstärken und zu vertiefen. Aus dieser Einsicht wurde 1984 die *Mobile Frauenakademie* gegründet, eine offene Arbeitsgemeinschaft von Frauen, die an wechselnden Orten jährlich zwei Wochenend-Seminare veranstaltet.

Ziel: Mitverantwortung von Frauen auf allen Ebenen

Ermutigt wurden wir dazu durch Erfahrungen während einer 11jährigen Studienarbeit zu Frauenproblemen in Kirche und Gesellschaft, die auf die Mitverantwortung von Frauen auf allen Ebenen zielte. 1973 begonnen, befaßten sich die Studien kritisch mit überlieferten Leitbildern und mit grundlegenden theologischen Fragen – parallel dazu mit wichtigen Arbeitsfeldern von Frauen: ehrenamtlichen Tätigkeiten im Rahmen evangelischer Frauenverbände und neuen Frauengruppen in der Kirche, mit

Problemen von Hausfrauenarbeit heute und mit Frauenarbeit in Diakonie, Schule und Unterricht sowie in internationalen Organisationen der Ökumene. Bei der Untersuchung dieser Arbeitsbereiche und der wenig beachteten Aufgaben evangelischer Schwesternschaften haben die Beteiligten gegenseitig voneinander gelernt. Bibelarbeiten aus der Sicht von Frauen, historische Studien zum Verständnis des Menschseins und der sich wandelnden Rolle als Mann und Frau, die Dokumentation und gemeinsame Auswertung von Praxiserfahrungen wurden als Horizonterweiterung empfunden (vgl. Bd. 1–10), Reihe Kennzeichen, Burckhardt-Lactare Verlag 1977–1984). Die intensive Zusammenarbeit stärkte das Bewußtsein gemeinsamer Verantwortung und die Fähigkeit, sie je im eigenen Bereich besser wahrzunehmen.

An der Vielschichtigkeit der Frauenprobleme, die durch die Studie allen Beteiligten bewußt wurde, erkannten wir, daß Fortbildung in den sich ständig verändernden Lebensbedingungen mehrere Dimensionen umfassen muß.

Fachliche Kenntnisse zu erweitern ist stets nur ein Aspekt notwendigen Lernens. Sich selbst in größeren Zusammenhängen zu verstehen, die eigene Ausdrucksfähigkeit zu entwickeln im Blick auf Arbeitsziele, Hoffnungen, berufliche und persönliche Konflikte, die Offenheit für andere Menschen und deren Probleme zu gewinnen, das alles sind Aspekte von Bildung, für die in der Alltagsbelastung Zeit und Raum fehlen.

Es sind Aufgaben, mit denen der Erwerb neuer Kenntnisse zu verknüpfen ist, wenn wir Leben und Arbeit als Ganzheit verstehen. Aufgaben also, die bei der Gestaltung solcher Wochenend-Seminare ineinandergreifen müssen. Darüberhinaus haben wir entdeckt, daß die Zusammenarbeit von Frauen verschiedenen Lebensalters das gemeinsame Nachdenken in überraschender Weise bereichert.

Schwerpunkte inhaltlicher Arbeit der Mobilen Frauenakademie

Die Themenbereiche lassen sich mit fünf Begriffen bezeichnen: Sozialethische Fragen, biblisch-theologische Weiterbildung, Frauengeschichte, politische Bildung, Förderung der Ausdrucksfähigkeit. Dabei geht es jedoch nicht um anspruchsvolles Fachwissen: vielmehr sind es wichtige Dimensionen unseres Lebens und Handelns, die wir als mündige Christinnen und Bürgerinnen zusammenhalten, nicht der bedrohlichen Fragmentierung unseres Daseins anheimgeben wollen. Überlegungen zu den erstgenannten Schwerpunkten sollen das erläutern:

Sozialethische Fragen

In Beruf und Familie begegnen wir – oft versteckt – gesellschaftlichen Zwängen. Ihnen gilt es, auf die Spur zu kommen und zu lernen, daß unser diakonisch oder seelsorgerliches Handeln ein Handeln mit öffentlicher Auswirkung ist. Die Nöte lernbehinderter oder verhaltensgestörter Kinder werden meist auf das Versagen einzelner Bezugspersonen zurückgeführt, die Einsamkeit der hohen Zahl von alten Menschen in ihren Wohnungen auf deren Angehörige oder ein introvertiertes Verhalten dieser Ruheständler selbst. Indem die »Schuld« für Störungen bei Kindern oder für die Isolierung von Alten und Kranken einzelnen zugeschoben wird, bleiben die Belastungen der Familien durch gesellschaftliche Tendenzen ausgeblendet: der Leistungsdruck in der Arbeitswelt, jetzt oft verstärkt durch die Sorge, arbeitslos zu werden, Einflüsse der Konsum- und Wegwerfgesellschaft, die manche pädagogische Maßnahme sinnlos machen, die Auswirkung der Medien auf die familiäre Kommunikation, die mangelnde Berücksichtigung kritischer Übergänge ins Krankenhaus oder Altersheim seitens der Gemeinden, die allgemeine Hektik, der hohe persönliche Einsatz von Frauen gegenüber

menschlichen Nöten bleibt stecken, wenn dieser sozialethische Bezug unserer Dienste nicht bedacht wird. Um Gegenkräfte zu mobilisieren sind wir aufeinander angewiesen.

Frauengeschichte

Aus mangelnder historischer Bildung entsteht leicht ein Übergewicht gegenwärtiger Erfahrung im Denken und Handeln. Die positive oder negative Wahrnehmung des aktuellen Geschehens in der Welt oder Umwelt bestimmt dann die Urteilsbildung bei Männern und Frauen: Klagen über heutige Probleme und Sehnsucht nach der »guten alten Zeit« oder Überschätzung neuer Entwicklungen, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen sind. Vergessen wird, daß Menschen die Geschichte gestalten. Verantwortung schließt somit das Umgehen mit geschichtlichen Erfahrungen ein. Heute ist unsere Lebenswelt durch die wissenschaftlich-technischen Fähigkeiten, Lebensbedingungen zu zerstören, zutiefst bedroht. Die Frage, wie Frauen sich zu diesen Entwicklungen verhielten, ob sie hemmend oder fördernd darauf einwirkten, ist keineswegs nebensächlich. Die verbreiteten Ohnmachtsgefühle unter Frauen haben ihren Grund weithin in einem einseitigen Geschichtsbild oder verengten Vorstellungen von der Rolle der Frau. Für die Bewahrung der Lebenswelt sind beide, Männer und Frauen, verantwortlich. Auf der Suche nach Orientierung für die Zukunft können wir auf das Verstehen der Vergangenheit nicht verzichten.

Biblisch-theologische Weiterbildung

Frauenforschung in der Theologie ist nötig, weil es das Interesse von Frauen ist, Fragen aus dem weiblichen Lebenszusammenhang, anderes aus der Glaubensgeschichte zutage zu bringen und neue Akzente zu setzen. Frauen wollen einen eigenen Standpunkt gewinnen innerhalb des großen Zusammenhangs »Christenheit«. Theologinnen können heute vieles aus eigener Forschung weitergeben, mit Frauen gemein-

sam fragen und Antworten suchen, Texte der Glaubensgeschichte werden als Erfahrungstexte gelesen und mit der Wirklichkeit unseres Lebens ins Gespräch gebracht. Es wird neu gefragt nach der Gestalt Jesu, »dem Bild Gottes unter den Menschen«, u. a. mit der Absicht zu anthropologischen Entwürfen Stellung nehmen zu können. Wie waren in ihm selbst und in seinem Kreis von Jüngern und Jüngerinnen die beiden Erscheinungsweisen des Menschseins »männlich« und »weiblich« zusammengefügt? Wie wird in der Ekklesiologie nach der Mitwirkung von Frauen gefragt? Das Interesse gilt hier dem Zusammenhang von dogmatischen Aussagen und praktizierter Diakonie der Gemeinde, nach unserem Tun und den Begründungen dafür.

Die Teilnehmerinnen der Wochenendseminare haben die Möglichkeit mit- und voneinander zu lernen als besonders anregend empfunden. Damit dieser Lernprozeß gelingt, ist die Teilnehmerinnenzahl für jedes einzelne Seminar auf 30 Frauen begrenzt. Der Interessentinnenkreis liegt inzwischen bei 150 Frauen.

Themen und Arbeitsmethoden der MOFA

Mit welchen Themen beschäftigen wir uns in unseren Seminaren? Mir als Historikerin sind zwei Tagungen ganz besonders eindrücklich gewesen, in denen wir uns mit Frauengeschichte beschäftigten. Unter dem Leitthema »Lebensgeschichte und Geschichte, Einbettung der Biographien von Frauen in politische/soziale Entwicklungen, Wege der Aufarbeitung der Vergangenheit im Gespräch zwischen den Generationen«, stellten wir uns den »Ablagerungen, die die Ereignisse des Dritten Reiches in uns allen hinterlassen haben« (Christa Wolf). Im Gespräch miteinander wollten wir über unsere Erfahrungen in und mit dem Dritten Reich sprechen und über die vielfältigen Verstrickungen unserer Lebensgeschichte in die Geschichte

dieser Zeit klar werden. Im Mittelpunkt unseres Interesses stand dabei auch die Frage, ob Reden oder Schweigen über die Ereignisse unser Verhalten und Leben beeinflußt haben. Was, so fragten wir uns abschließend, bedeutet uns diese erinnerte Vergangenheit im Hinblick auf unsere Zukunft, die wir mit der Utopie einer menschlicheren Welt verbinden?

In einer zweiten Tagung zum Thema Frauengeschichte ging es um das Problem der Enteignung von (historischen) Frauenleistungen durch die Geschichtsschreibung von Männern, anhand von Beispielen aus der Diakoniegeschichte – z. B. bei Friederike Fliedner stellten wir fest, daß in den Texten männlicher Chronisten Erfahrungen und Leistungen von Frauen wenig mit den von ihnen beschriebenen historischen Vorgängen gemein hatten. Dies war besonders dann folgenschwer, wenn es Frauen waren, die sich für den Aufbau der Werke engagierten, an deren Entwicklung mitarbeiteten und sie entscheidend prägen.

Wir lernten an diesen Beispielen, daß unseren Fragen an die Geschichte die Frage nach der Geschlechtszugehörigkeit vorausgehen muß. Denn von hier aus bestimmten sich die Verteilung der Aufgaben im täglichen Leben, in Beruf und Haus und in der politischen Öffentlichkeit. Statt »allgemeiner« Geschichte geht es uns um die Geschichte der Geschlechterbeziehungen.

Andere Themen waren: Sprache und Wirklichkeitswahrnehmung. Hier berührten wir den Bereich Frauensprache–Männersprache, setzten uns mit Kommunikation und »Exkommunikation« auseinander. Ein für uns alle wichtiges Thema war: Wir Frauen und unser Verhältnis zum Geld, unser persönlicher Umgang mit dem Geld, das wir haben oder nicht haben, und die Verkettung unseres Verhaltens mit gesellschaftlichen Werturteilen und Gefühlen stand dabei im Mittelpunkt. Weitere Tagungen fanden statt zu: »Frauen in Männergremien« und »Sichtbare und unsichtbare Arbeit der Frauen«.

Die MOFA-Seminare sind aber nicht nur wegen ihrer Themen und Inhalte spannend. Ebenso wichtig sind unsere Arbeitsmethoden, ist unser Arbeitsstil. Da wir davon ausgehen, daß wir Frauen aus unterschiedlichen Lebens-, Berufs- und Altersgruppen im Austausch unserer Erfahrungen voneinander lernen können, gibt es auf der MOFA keine auswärtigen Referentinnen. Dies bedeutet aber nicht, daß nicht eine oder zwei aus der Vorbereitungsgruppe als Expertinnen auch einmal ein Referat oder einen Vortrag hält. In kleinen Gruppen, die ihre Ergebnisse dann wieder in das Plenum einbringen, wird das Gehörte besprochen und anhand eigener Erfahrungen beleuchtet.

Frauen, die zum ersten Mal zu unseren Tagungen kamen, fragten oft positiv überrascht nach den Seminarleiterinnen, da sie sich nicht durch ihr Verhalten von den Teilnehmerinnen abhoben. Daß die MOFA keine »Führerinnen« hat, macht ihren besonderen Stil aus.

So werden auch die neuen Themen jeweils im Anschluß an eine Tagung gemeinsam gefunden und beschlossen. Eine Vorbereitungsgruppe konstituiert sich und übernimmt die Verantwortung für die Vorbereitung und die Durchführung des neuen Seminars. Damit verbunden ist auch das Festlegen des neuen Tagungsortes. Da wir eine mobile Frauenakademie sind und über kein festes Akademiegebäude verfügen, sind wir auf Einladungen unserer Mitglieder angewiesen. Dies entspricht aber auch unseren Vorstellungen vom gemeinsamen Lernen. – Wir tagen am liebsten dort, wo Frauen, die an der MOFA interessiert sind, leben und arbeiten. So ist schon der Tagungsort mit unseren Fragen eng verbunden. Besonders deutlich war dies bisher bei den einladenden Diakonissenmutterhäusern in Altenberg (Wetzlar), Kaiserswerth und Kassel. Im Herbst wird die MOFA in Salzburg im Haus der österreichischen Frauenarbeit tagen.

Die Preise für Unterkunft und Verpflegung dürfen nicht zu hoch sein, da die MOFA – leider – über keine eigenen Finanzen verfügt und deshalb auch keine Zuschüsse usw. zahlen kann. Wir haben aber ein Spendenkonto, das langsam wächst und das in Notfällen angezapft werden kann. Die Ev. Frauenhilfe in Deutschland (Düsseldorf) kümmert sich um die organisatorischen Fragen: Einladungen, Anmeldungen, Vereinbarungen mit den Tagungshäusern – und hält die Mitgliederkartei auf dem neuesten Stand. Auch die Protokolle, die jeweils die Vorbereitungsgruppen nach den Seminaren erarbeiteten, können hier bestellt werden.

Unsere Tagungen beginnen am Spätnachmittag des Freitags und enden am Sonntagnachmittag. Den Samstagabend haben wir uns für ein Fest vorbehalten – dessen vegetarisches Büffet ist inzwischen zum unverzichtbaren Bestandteil der MOFA geworden.

Nur selten gehen von der Kirche Impulse aus, die wirklich auf eine Verbreiterung der Handlungs- und Entscheidungsspielräume von Frauen, auf eine Verminderung ihrer gesellschaftlichen Benachteiligung gerichtet sind, Impulse, die Frauen dazu ermutigen könnten, sich selbstbewußt für ihre Belange einzusetzen.

Ingrid Lukatis, Frauen in Kirche und Theologie 1988, S. 48

Sebastian Klusak

Gegen das Gefühl der Vereinzelung

Die Europäische Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen

Denken und fühlen wir unseren Gott nicht zu sehr nach der Tradition unserer Väter – das heißt: zu wenig nach der unserer Mütter und zu wenig als Frau? Warum ist das Christentum eine Religion (geworden), die von Männern – von Moses angefangen über Christus zu Paulus – handelt und von Männern weiterverbreitet wurde? Oder handelt umgekehrt das Christentum viel mehr von Frauen und wurde viel mehr von Frauen weiterverbreitet, als wir heute (noch) wissen? Immer mehr Frauen stellen sich diese Fragen, wenn und weil sie wissenschaftliche Theologie betreiben oder die Kirche, in der sie arbeiten und leben, hinterfragen.

Die Antworten, die sie auf diese und andere Fragen gefunden haben und noch finden wollen, scheinen oft auf den ersten Blick radikal, weil sie so anders sind, als es die fast ausschließlich von Männern betriebene Theologie bisher gelehrt hat. Das Gefühl, mit diesen Antworten allein dazustehen, aber auch die Erfahrung, daß es gut tut, gemeinsam feministische Theologie zu betreiben, hat vor nun schon drei Jahren einige Frauen dazu gebracht, die »Europäische Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen« zu gründen.

Im folgenden Artikel soll das, was wir im Gespräch mit Dr. Anne Jensen, Hochschulassistentin am Ökumenischen Institut der Universität Tübingen und eine der Gründungsfrauen der Gesellschaft, über diesen ersten Zusammenschluß von Theologinnen erfahren haben, wiedergegeben werden.

Wie es dazu kam

Gegründet wurde die »Europäische Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen« im Juni 1986 in Magliaso (Lugano) von etwa 80 Wissenschaftlerinnen, unter ihnen waren Elisabeth Moltmann-Wendel, Luise Schottroff, Catherina Halkes und andere in Deutschland bekannte Frauen. Diese drei hatten u. a. auch den Gründungsaufwurf unterzeichnet, in dem die Hauptziele der Gesellschaft, die später auch

Eingang in die Satzung fanden, formuliert worden waren:

1. eine wissenschaftliche theologische Gemeinschaft von Frauen zu entwickeln
2. die Entwicklung von feministischen Studien in der Theologie zu fördern sowie
3. Forschungsvorhaben im Dialog zu entwickeln.

Wie die Gesellschaft arbeitet

Die in Lugano angenommene Satzung sieht vor, daß nur Frauen, mit einem wissenschaftlichen Hochschulabschluß in Theologie oder verwandten Gebieten Mitglied werden können. Nicht zu den Bedingungen zählt aber, in »Amt und Würden« einer theologischen Fakultät zu stehen, da es ja gerade zu den auf ihre Gründe zu untersuchenden Tatsachen gehört, daß Frauen in der akademischen Theologie so schwer eine Anstellung finden. Aufgenommen werden Mitglieder aller Konfessionen, ja sogar Frauen jüdischen Glaubens. Das macht, wie Frau Jensen uns erläuterte, in der praktischen Arbeit der Gesellschaft kaum Probleme. Es herrsche dort eine »postökumenische« Stimmung. Die gemeinsame Frage sei zum Beispiel, wie das kirchliche Amtsverständnis verändert werden könne. Ob da die katholische Kirche keine Frauen als Priester zuläßt, und warum das in den evangelischen Kirchen nicht so ist, sei schon eine sekundäre Frage.

Die Gesellschaft hat bisher einschließlich ihrer Gründungsversammlung zwei Kongresse abgehalten. Der dritte findet im September in der Evangelischen Akademie in Arnoldshain statt und hat »Images of God – Gottesbilder« zum Thema. In der Zweisprachigkeit des Titels, so erläutert uns Frau Jensen, wird auch schon ein Problem in der feministischen Forschung sichtbar, das auch in der neuen »Europäischen Gesellschaft für Theologische Forschung von Frauen« zum Ausdruck kommt: aufgrund der besseren materiellen Ausstattung der evangelischen Theologie in Großbritannien, den

deutschsprachigen Ländern und den Niederlanden, die wiederum mit der Situation der Kirchen in diesen Ländern zusammenhängt, ist der Süden Europas (Italien, Frankreich, Spanien) viel weniger an neuen theologischen Forschungsrichtungen beteiligt als die genannten nördlichen Länder. Die Kirchen müssen ihre theologischen Ausbildungsstätten selbst finanzieren und sind zudem nicht reich; daß da ein Theologieprofessor so viel wie eine Putzfrau verdienen kann und dementsprechend neue wissenschaftliche Literatur (wie zum Beispiel aus dem in feministischer Theologie führenden Nordamerika) gar nicht rezipiert wird, ist die natürliche Folge. Infolgedessen dominieren sowohl unter den Mitgliedern der Gesellschaft als auch in deren wissenschaftlicher Diskussion die Länder Deutschland, Holland und England. Frau Jensen versteht diese Dominanz allerdings nicht negativ, sondern als Möglichkeit, sich aus völlig verschiedenen theologischen und kirchlichen Situationen heraus helfen und Anregungen empfangen zu können.

Dies gilt besonders auch für die DDR. Da Theologinnen als Einzelpersonen dort noch immer Schwierigkeiten haben, wenn sie in den Westen reisen wollen, ist in der Satzung der Gesellschaft extra ein Passus enthalten, der auch Vertreterinnen von Organisationen ein Mitspracherecht einräumt. So können, wenn auch in einem beschränkten Maß, immer wieder Frauen aus der DDR an den Tagungen der Gesellschaft teilnehmen.

Die Einbindung der Gesellschaft in die Frauenbewegung war schon bei der Gründung ein schwieriges Problem. Weil die Schwierigkeiten, mit denen Frauen in Theologie und Kirche zu kämpfen haben, nur ein Teil der Schwierigkeiten sind, mit denen sie fast überall zu tun haben, lag es nahe, die Gesellschaft als Teil der emanzipatorischen Bewegung von Frauen zu verstehen. Auf der anderen Seite wollten viele Gründungsmitglieder der Gesellschaft in ihr auch einen Bereich sehen, in dem sie wissenschaftlichen Austausch über andere, nämlich

frauenspezifische Probleme, pflegen konnten. Dieser Konflikt wurde gelöst, indem in der Satzung ein Passus etabliert wurde, der die Gesellschaft als Teil eines »europäischen feministischen Netzwerkes« bezeichnete. Andere Teile des erst entstehenden Netzwerkes könnten zum Beispiel die von der Gesellschaft geplante Gründung einer eigenen Zeitschrift sein, aber auch Frauenprojekte überall in Europa. Jedenfalls, und darauf legte Frau Jensen im Gespräch mit uns wert, ist das politische Anliegen – eine bessere Lebens- und Arbeitswelt für Frauen zu schaffen – Teil der Intention der Gesellschaft.

Was die Gesellschaft erreichen will

Wie könnten nun Schritte auf dem Weg zu einer frauengerechten Theologie und der Gleichberechtigung der Frauen in der Kirche aussehen? Zwar gibt es, wie Frau Jensen sagt, unter den Mitgliedern der Gesellschaft auch zahlreiche Theologinnen, die sich nicht als Feministinnen verstehen und die »nur« frauenspezifische Anliegen in die traditionelle, von Männern beherrschte Theologie hineinragen wollen. Das ist wichtig und deshalb sollen und können diese Frauen genauso Mitglied in der Gesellschaft sein wie diejenigen, die sich als Feministinnen verstehen und außerhalb der traditionellen Theologie ihren Weg suchen. Aber desungeachtet geht Frau Jensen mit vielen ihren Mitstreiterinnen davon aus, daß das Interesse für Frauenfragen »bei den meisten Männern nicht vorhanden ist«. Es gilt also, der feministischen Theologie einen gleichberechtigten Ort im theologischen Wissenschaftsbetrieb zu verschaffen. Für Frau Jensen wäre das Modell der holländischen Stadt Nijmegen, in dem bis vor kurzem ein katholischer Lehrstuhl für feministische Theologie bestand, ein praktikables Mittel für die »ersten Schritte«. Genauso wie dort könnte bei uns feministische Theologie zum Pflichtprogramm bei der Ausbildung des kirchlichen Nachwuchses gemacht werden. Genauso wie

dort könnte auch hier das Lehrprogramm einer theologischen Fakultät regelmäßig jedes Semester von der Lehrstuhlinhaberin für feministische Theologie und deren männlichen Kollegen, die die anderen theologischen Disziplinen vertreten, gemeinsam auf die Berücksichtigung von frauenspezifischen Inhalten hin durchgesprochen werden.

Im Unterschied zu Europa erlebe sie in den Vereinigten Staaten, wie die feministische Theologie mit einer »gewissen Selbstverständlichkeit« nicht nur zwischen Frauen, sondern zwischen Frauen und Männern im Dialog stattfindet. Warum sollte das bei uns nicht auch so werden?

Nach ihren Träumen gefragt, antwortet Frau Jensen, ein guter Zustand wäre dann erreicht, wenn »die Stellen in der Theologie paritätisch besetzt wären« und weibliche Werte einen angestammten, selbstverständlichen Platz in Inhalt und Form des theologischen Wissenschaftsbetriebes hätten. Wie das gesehen kann, müsse jedes Land für sich selbst entscheiden. Vielleicht könne, so Frau Jensen, auch die kommende EKD-Synode mit dem Thema »Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche« ein Schritt dorthin sein.

Inhaltliche Schwerpunkte

Frau Jensen sieht hier im Wesentlichen zwei Hauptbereiche:

- Zum einen die Aufarbeitung dessen, »was vergessen worden ist« – indem historische Frauenforschung die verschütteten emanzipatorischen Traditionen in Kirche und Theologie zur Sprache bringt.
- Zum anderen gilt es, solche theologischen Entwürfe (zum Beispiel in der Gotteslehre oder Ekklesiologie) auszuarbeiten, die gar nicht erst an die »verschütteten Traditionen« anknüpfen wollen.

Ein Blick in das Veranstaltungsprogramm des demnächst in Anoldshain stattfindenden Kongresses soll dies veranschaulichen. Der erste

Bereich der historischen Frauenforschung wird dort repräsentiert durch eine Reihe von Veranstaltungen und Diskussionsforen, die sich mit dem Gottesbild des Alten und Neuen Testaments und besonders des Judentums und jüdischer Frauen beschäftigen. Der andere Bereich der »neuen Ansätze« wird dort durch die Beschäftigung mit der Bedeutung der »Göttin oder weiblicher Gottessymbole für das Leben indischer Frauen« seinen Ort finden.

Gesprächsgemeinschaft untereinander

Bei vielen Frauen hat sich die Mitgliedschaft in der »Europäischen Gesellschaft für Theologische Forschung von Frauen« positiv auf ihre Motivation, frauengerechte Theologie zu betreiben, ausgewirkt. Je weiter man in der wissenschaftlichen Hierarchie in der Theologie vorwärtskommt, desto größer werde das Gefühl der Vereinzelung, beschreibt Frau Jensen ihre Erfahrungen als Frau in der »Männerwelt Theologie«. Dies gelte besonders für die Generation, der sie angehört und in der Wissenschaftlerinnen unter den Theologen einfach die Ausnahme seien. Wenn man dann noch über und für Frauen forsche, habe man leicht das Gefühl, daß wir »da nicht durchkommen«, daß »wir uns erst einmal selber zusammentun müssen«, um sich gegenseitig kennenzulernen, auszutauschen und so auch gegenseitig zu bestärken. So ist die Gesellschaft zum einen für viele Frauen schon ein persönlicher Rückhalt bei der eigenen Beschäftigung mit Frauenforschung geworden, zum anderen aber auch ein unersetzlicher Ort für den wissenschaftlichen Austausch. Die Gesellschaft ist zur lebendigen Gesprächsgemeinschaft für die europäischen Theologinnen geworden.

Kontaktadresse:

Dr. Ruth Albrecht, Funhofstraße 3, 2000 Hamburg

Dienstgemeinschaft konkret

Was Frauen und Männer in der Diakonie von der EKD-Synode 1989 erwarten

»Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche.« *Erwartungen vieler Frauen richten sich auf dieses Thema der EKD-Synode 1989. Dagegen regen sich in anderen kirchlichen Kreisen eher besorgte Gefühle. Zu recht? Wie urteilen*

Frauen und Männer, auch solche in leitenden Positionen der Diakonie, über ihre Arbeitssituation? Wie erfahren sie, wie wünschen sie sich Gemeinschaft? Was erwarten sie von der Synode? Dazu einige Stimmen.

Modelle gemeinsamer Verantwortung von Männern und Frauen entwickeln

Gemeinschaft ist kein Problem. Probleme können mit dem notwendigen Know-how gelöst werden. So ist Gemeinschaft nicht machbar oder reparierbar. Manche reden heute auch von einer Vision, von der Zukunftsschau einer harmonischen Gemeinschaft, die durch menschliche Anstrengungen verwirklicht werden soll. Gemeinschaft von Männern und Frauen ist weder ein Problem noch eine Vision, sondern ein Geschenk Gottes, eine Wirklichkeit, die Gott gesetzt hat in der Schöpfung mit dem Auftrag, gemeinsam die Erde zu verwalten (Gen 1, 27,28). Und Kirche ist die Gemeinschaft von Jüngern und Jüngerinnen Jesu mit dem Auftrag zum Dienst aneinander und für die Welt. Gemeinschaft als Problem zu betrachten oder von ihr als Harmonie zu träumen, beides macht unfähig zur liebenden Bejahung der Menschen und führt zu Resignation und Aggression.

Zur Realität jeder Gemeinschaft gehört die Spannung, der Machtkampf, das Abschieben von Verantwortung aufeinander, das gegenseitige Verletzen, biblisch gesprochen: die Sünde. Trotzdem bleibt Gemeinschaft die gute Gabe Gottes, die Leben ermöglicht und bewahrt, die fruchtbar ist. Frieden in der Gemeinschaft

wächst aus der Vergebung, die ihre Quelle hat in der Vergebung Gottes durch Jesus Christus. Ohne geistliche Erneuerung aus der Gemeinschaft mit Christus gibt es keine Erneuerung der Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche. »Ich glaube an den Heiligen Geist, Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden...«

Erfahrungen zum Thema aus meinem Lebens- und Arbeitsbereich

Die Mutterhausdiakonie ist seit ihrer Gründung 1836 eine Gemeinschaft von Frauen und Männern zum Dienst an Menschen, die Hilfe brauchen. Die Diakonissen leben im Mutterhaus in der Lebensform einer Frauengemeinschaft, die sich als Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft versteht.

Die Ehelosigkeit der Diakonissen und ihre Einbindung in eine Schwesterngemeinschaft mit diakonischen Aufgaben bietet ihnen einen weiten Entfaltungsraum und gibt ihnen Freiheit gegenüber Männern zu geschwisterlicher Gemeinschaft und zugleich Distanz zur Wahrung der eigenen Persönlichkeit. Dadurch haben sie eine stärkere Position als manche andere Frauen in Gemeinden oder in diakonischen Einrichtungen. Das Werk, in dem sie mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen tätig sind, wird von einem Mann und einer Frau, von Vorsteher (Pfarrer) und Vorsteherin bzw. Oberin (Diakonisse) gemeinsam geleitet. Das ist eine frucht-

bare, aber oft auch spannungsreiche Leitungsstruktur, in der es zu Konflikten kommen kann, besonders aufgrund ungenauer oder unangemessener Kompetenzregelungen. Der Vorsteher hatte früher nicht nur eine Vormachtsstellung in der Leitung des Werks, z.B. Vorsitz in den Gremien, sondern auch zusammen mit der Vorsteherin die Leitung der Schwesternschaft. In manchen Diakonissenhäusern ist das heute noch so. Das entspricht nicht einer mündigen Frauengemeinschaft. In unserem Haus hat sich nach Kompetenzschwierigkeiten eine klare Aufgabentrennung bewährt:

Die Leitung der Schwesternschaft und des Hauswesens im Mutterhaus ist allein Aufgabe der Vorsteherin. Die beiden Pfarrer der Mutterhausgemeinde – wir sind kirchenrechtlich eine Anstaltsgemeinde – sind geistliche Berater der Schwesternschaft. Das Werk mit seinen Arbeitsgebieten leiten Vorsteherin und Vorsteher gemeinsam und sprechen die Aufgabenteilung ab.

Männer ergreifen heute pflegerische und sozialpädagogische Berufe und sind dafür nicht weniger geeignet als Frauen. Während früher in diesen Bereichen die leitenden Positionen von Frauen eingenommen wurden, werden diese heute, d.h. seit weniger Diakonissen und andere unverheiratete Frauen in diesen Berufen arbeiten, immer mehr von Männern eingenommen, z.B. Leitung von Ausbildungsstätten, Pflegedienstleitung, Leitung von Diakoniestationen und Heimen. Diakonie kann nicht verzichten auf die fachliche und menschliche Kompetenz von Frauen in leitenden Positionen.

Bei Frauen sehe ich öfters die Neigung, Männern mehr Leitungskompetenz zuzutrauen als Frauen, sich lieber unterzuordnen als Verantwortung zu übernehmen, oder gar sich ausnutzen zu lassen. Männer neigen öfters dazu, sich selbst Leitungskompetenz gegenüber Frauen zuzutrauen, auch bei fehlender Fachkompe-

tenz, z.B. Pfarrer gegenüber Gemeindeschwestern oder Erzieherinnen im Kindergarten.

Männer in leitenden Positionen treffen öfter Entscheidungen ohne Rücksicht auf die Belastungen, die dadurch für Frauen entstehen, z.B. Verordnungen der Ärzte, Sparmaßnahmen, Vorschriften zur Dokumentation von Leistungen u.a. Sie bedenken oft auch weniger die leiblichen Bedürfnisse und die häuslichen Notwendigkeiten des Alltagslebens. Das führt zu Kränkungen, aus denen Bitterkeit wächst, wenn sie nicht ausgesprochen werden. Das Gespräch wird manchmal durch Ängste und geheime Vorwürfe blockiert. Heilung und Erneuerung der Gemeinschaft erfahren wir vor allem im Gottesdienst, in dem wir uns als Gottes geliebte und erlöste Söhne und Töchter erkennen. Werden Gespräche offen in Vertrauen und gegenseitiger Ehrerbietung geführt, dann werden Kräfte geweckt und gefördert, wir lernen voneinander und miteinander und können uns mit unseren verschiedenen Gaben einbringen im gemeinsamen Auftrag. Auch Konflikte können so zu vertiefter Gemeinschaft führen.

Im allgemeinen ist die Gemeinschaft von Frauen und Männern nicht schwieriger als die Gemeinschaft von Frauen untereinander, nur anders.

Was erwarte ich von der Synode der EKD?

Ich hoffe, daß die Synodalen geschwisterlich miteinander reden und aufeinander hören. Daß der Streit über das richtige Gottesbild zwischen den Vertretern und Vertreterinnen unterschiedlicher theologischer Richtungen, z.B. feministische und evangelikale, verstummt vor der Erkenntnis, daß wir zwar nur in menschlichen Bildern von Gott reden können, solches Reden aber Stückwerk ist und höchstens einen Zipfel vom Geheimnis Gottes beschreiben kann. »Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis

machen« ... kein männliches und kein weibliches.

Ich hoffe, daß die besonderen Charismen von Frauen und ihre Erfahrungen in Familie, Beruf und Frauengemeinschaften wahrgenommen werden als Gaben für eine mütterliche Kirche, in der die Leiblichkeit des Menschen und seine Lebensbedürfnisse beachtet werden, und daß Frauen ermutigt werden, diese Gaben einzubringen, auch in verantwortlichen Positionen. Erfahrungen der Mutterhausdiakonie könnte die Synode aufnehmen und Modelle gemeinsamer Verantwortung von Männern und Frauen entwickeln für Gemeinden, Gruppen, Gremien. Das könnte eingeübt werden in gemeinsamer Gestaltung von Gottesdiensten, die dadurch lebendiger, wärmer, einladender werden könnten.

Diakonische Berufe, die vorwiegend von Frauen ausgeübt werden, sind in Gesellschaft und Kirche unterbewertet, auch in der Vergütung, trotz hoher Qualifikation und großer Verantwortung. Arbeit in Technik und Verwaltung wird höher eingestuft als Arbeit an Kindern, an kranken, behinderten und alten Menschen, obwohl sie doch die Schätze der Kirche sind. Die Synode sollte sich für Frauen und Männer in der Diakonie einsetzen, zur Fürbitte für sie auffordern und junge Christen zu diakonischen Berufen ermutigen.

Die Leitlinien zum Diakonat von 1975 sollten aufgegriffen und verwirklicht werden. Die Anerkennung des Diakonats als Amt der Kirche und die Ordination zu diesem Amt wäre nicht nur ein Bekenntnis zum diakonischen Auftrag der Kirche und zu den Menschen, denen ihre Diakonie gilt, sondern auch Anerkennung, Ermutigung und Stärkung für viele Frauen und auch Männer in diakonischer Arbeit und in diakonischen Gemeinschaften von Frauen und Männern der Kirche.

Hanna Lachenmann

Diakonisse im Diakonissenmutterhaus Frankfurt

Männer zum Dienen ermutigen, Frauen zur Leitung befähigen

Den Erwartungen, die mit dem Thema der EKD-Synode 1989 verbunden sind – ob hoffnungsvoll oder skeptisch, besorgt oder befreiend –, kann ich aus der Praxis kirchlich-diakonischer Arbeit nur Erfahrungen und Beobachtungen entgegensetzen. In der »Gemeinschaft von Männern und Frauen in der Kirche« erlebe ich sie nicht als Problem – noch nicht. Allerdings bergen sie eine Fülle möglichen Konfliktstoffes in sich. Er sollte nüchtern gesehen werden.

- In den Einrichtungen und Diensten des Diakonischen Werkes Ingolstadt arbeiten derzeit knapp 120 Menschen. Der Anteil der Männer übersteigt geringfügig die Marke von 10 Prozent. Wie überall sind auch bei uns Pflegedienste (ambulant wie stationär) und Vorschuleinrichtungen absolute »Domänen« der Frauen. In krassem Gegensatz dazu steht die Tatsache, daß überwiegend Männer (Verfasser eingeschlossen) unsere Einrichtungen und Dienste leiten. Auch hier bilden wir keine Ausnahme.
- Ehrenamtliche Mitarbeit in der Diakonie – ein wichtiger und nicht zu unterschätzender Fragenkreis. Ohne ehrenamtliches Engagement wäre Entscheidendes nicht leistbar. Besuchsdienst in Alten- und Pflegeheimen, Hausaufgabenhilfe, Sorge um sozial benachteiligte Familien, Opferwoche der Diakonie ... Wer ist bereit, hierfür Zeit und Kraft zu investieren? Fast ausschließlich Frauen!

Trotz vieler Versuche gelingt es uns kaum, Männer für diese Aufgaben zu gewinnen. Ob »dienen« noch immer weithin mit »weiblich« gleichgesetzt wird? Ob es uns an Phantasie

fehlt, wenn wir um ehrenamtliche Mitarbeit werben?

Konflikte in der »Gemeinschaft von Männern und Frauen«, die aus diesen Fakten erwachsen, sehe ich derzeit nicht. Allerdings sollten wir darüber nicht zur Tagesordnung weitergehen.

Die Erfahrungen diakonischer Praxis sagen uns:

- Männer müssen ermutigt werden, nicht nur in leitender Stellung »dienen« zu wollen.
- Frauen müssen befähigt werden, in Einrichtungen und Diensten der Diakonie mehr Verantwortung zu übernehmen.

Beides setzt Mut zu Veränderung, Aufgabe vertrauter Wege voraus. Woher kommt es, daß Mitarbeiter ihren Stellenwert oft über ihre (leitende) Funktion definieren? Stellen wir nicht gerade in der Zuwendung zu Alten und Schwachen, Behinderten und Benachteiligten fest, daß vorrangig *menschliche* Qualität gefragt ist? In ihr sollten Männer den Frauen nicht nachstehen.

Wenn Frauen mehr Verantwortung übernehmen wollen, setzt dies entsprechende dienstliche Rahmenbedingungen voraus. Weithin lassen sich familiäre Verpflichtungen noch immer nicht mit starren und oft unattraktiven Gegebenheiten in Einklang bringen. Hier müssen Leitende – ob Männer oder Frauen – noch eine Fülle guter Ideen entwickeln.

Von der EKD-Synode, aber auch von allen anderen verantwortlich Tätigen in Kirche und Diakonie erwarte ich, daß sie Probleme erkennen, deren Ursachen mutig angehen und es nicht nur bei gutgemeinten Absichtserklärungen belassen. Hier wird von beiden Seiten jedoch Fairneß und Nüchternheit aufgebracht werden müssen. Der Lernprozeß hat begonnen. Noch sind die Männer aber nicht so weit, wie die Frauen sie gerne haben möchten ...

Diakon Friedemann Götzger
Leiter des Diakonischen Werkes in Ingolstadt

Machthierarchien durch lebendige Beziehungen ersetzen

Obwohl in der Diakonie die Zahl der mitarbeitenden Frauen die der Männer bei weitem übersteigt, obwohl sie also eigentlich die Diakonie wesentlich tragen, sind sie immer noch an verbindlichen Orientierungs- und wichtigen Entscheidungsprozessen oder öffentlichen Verlautbarungen viel zu wenig oder gar nicht beteiligt. Sie werden selbst da von kirchenleitenden Männern übergangen, wo existentielle Probleme von Frauen zur Sprache kommen. Das zeigte sich z.B. bei der Einrichtung der Bundesstiftung »Mutter und Kind«, die mit dem Ziel propagiert wurde und immer noch wird, die Zahl der Schwangerschaftsabbrüche reduzieren zu können. Die Leitung des Diakonischen Werkes der EKD schloß sich dieser politischen Aktion an, ohne zu berücksichtigen, daß sie dadurch mit-half, ein falsches, im Grunde diffamierendes Bild von Frauen weiter zu tradieren. Dieses unterstellt Frauen, vor allem aus materialistischen Gründen abzubrechen und vertuscht im Grunde die mehrdimensionale psychosoziale Konfliktsituation, die in der Regel nicht durch Geld zu lösen ist.

Die Tatsache, daß hier weder die Frauen in Schwangerschaftskonflikten noch die Fachberaterinnen und -berater ernst genommen wurden, erklärt sich wesentlich aus der patriarchalen Tradition, Frauen abzuwerten und zu diffamieren, nicht zuletzt auch dadurch, daß man sie als in jeder Hinsicht käuflich einstuft. Sie erklärt sich weiter aus dem offenbaren Unvermögen, lebendige Beziehungen, die für Frauen existentiell wichtig sind – und im Schwangerschaftskonflikt in der Regel eine gravierende Rolle spielen, – weit weniger wichtig zu nehmen, als die Verkündigung der »reinen Lehre«

und die Verwaltung der Sakramente, die als männliche Wichtigkeiten als das Kirche konstituierende »Eigentliche« von kirchenleitenden Männern angesehen werden.

Meine Erwartung an die EKD-Synode ist, daß sie den grundlegenden Mangel des Augsburger Bekenntnisses für die heutige Zeit erkennt, in dem vor allem männliche Werte und Wichtigkeiten (Verkündigung und Sakramentsverwaltung) als Kirche konstituierende Fakten herausgestellt wurden. Sie haben – wie die Geschichte zeigt – eine Bewegung von oben nach unten in Gebrauch gebracht – oben der Pfarrer, unten die Gemeinde – auf Kosten eines Priestertums aller Gläubigen, wo Gott auch in den Schwachen mächtig ist, und auf Kosten von lebendigen Beziehungen der Menschen untereinander, dem unverzichtbaren Frauenwert. Das Augsburger Bekenntnis müßte also dahingehend ergänzt werden, daß lebendige Beziehungen der Menschen untereinander ebenfalls als Kirche konstituierendes Faktum herausgestellt werden.

Wenn die Beziehungen der Menschen untereinander auch in der Kirche und ihrer Diakonie den Wert zugemessen bekommen, der ihnen vom Evangelium und den Bedürfnissen der modernen Menschen her – vor allem der Frauen – auch zukommt, dann wird in Zukunft nicht mehr die Prioritäten setzende, und letztlich Menschen ab- und ausgrenzende Rede von »Kerngemeinde« = Gottesdienstgemeinde, »Randgemeinde« = übrige Christen, und »Randgruppen« = psychosozial Stigmatisierte, um die sich das Diakonische Werk kümmert – wenn genügend Geld da ist – möglich sein, sondern alle Menschen als erlösungsbedürftige Kinder Gottes angesehen werden können.

Ein solches Ernstnehmen des vor allem bisher Frauen wichtigen Wertes lebendiger Beziehungen würde nicht nur den Frauen in Kirche und Diakonie mehr Gewicht verschaffen und das

Reich Gottes etwas mehr sichtbar werden lassen, sondern auch der Diakonie – dem wichtigen Arbeitsfeld von Frauen – ein originäres und unverzichtbares Gemeinschafts-, Verkündigungs- und Seelsorge-Handeln zubilligen und alle Prioritätenkataloge als das entlarven, was sie sind, nämlich Versuche, Machthierarchien zu verteidigen.

Ich wünsche mir weiter von der EKD-Synode, daß eine Arbeitsgruppe den Ist-Zustand weiblichen Mitwirkens in der Kirche feststellt, vor allem, in welchem Umfang und in welcher Weise Frauen in den kirchlichen Medien und als Referentinnen zur Sprache kommen, in Ausschüssen tätig sind, Leitungspositionen innehaben, an verbindlichen Orientierungs- und Entscheidungsprozessen beteiligt sind und verbindliche Leitlinien erarbeitet, wie Frauen in jeder Hinsicht mehr Einfluß und Macht bekommen können.

Ruth Hoppe, Dipl.-Psych.

bis 1. 4. 1989 Leiterin der Hauptstelle für Familien- und Lebensberatung in der Evang. Kirche von Westfalen

Jutta Schmidt

Diakonie und Berufstätigkeit von Frauen

Anmerkungen zur Geschichte

Die Situation der Frauen, die im diakonischen Bereich arbeiten, ist in entscheidendem Maße durch die Vorgaben der Diakonissenbewegung geprägt.

Mit der Gründung des Mutterhauses in Kaiserswerth institutionalisierten Theodor und Friederike Fliedner den Diakonissen»beruf«; sie, Wilhelm Löhe in Neuendettelsau und nicht zuletzt Amalie Sieveking in Hamburg zeigten durch ihre Aktivitäten, daß offenbar der Wunsch nach christlich geprägtem sozialem Engagement als »Beruf« sehr verbreitet war. So wird die Diakonissenbewegung immer als eine Vorreiterin für die Berufstätigkeit von Frauen bezeichnet. Dies trifft für die bürgerliche Schicht sicher zu, muß aber doch an der Entwicklung der Frauenarbeit in anderen Schichten gemessen und auf die innewohnenden Rollenfestlegungen kritisch hinterfragt werden.

Die Geschichte der Diakonissenbewegung kann nicht isoliert von der Geschichte der ungebundenen Frauenerwerbsarbeit und der säkularen Frauenbewegung(en) betrachtet werden, da zumindest die bürgerliche Frauenbewegung und die Diakonissenbewegung gleiche Begründungen, Forderungen und Zielgruppen hatten.

Nicht zuletzt muß auch das gesamte geistige und politische Klima – ein aufstrebendes Bürgertum, das Menschenrechte für alle forderte, sowie die wirtschaftlichen Umwälzungen von der Feudalherrschaft zum Kapitalismus – immer mitbedacht werden.

Industrialisierung und soziale Verelendung

Die Industrialisierung setzt in Deutschland ab 1830 merkbar ein. Die maschinelle Produktion, mit der Konsumgüter immer besser, billiger, schneller und massenhafter hergestellt werden konnten, löste alte Produktionsformen im Familienverband auf und verwandelte die Familie

von einer Produktiv- in eine Konsumtionsgemeinschaft. Die Bedeutung der Arbeit im Hause als Arbeit wurde marginalisiert und die Produktionsarbeit in den Industriebetrieben als eigentliche Arbeit definiert; die Stätten von Produktion und Reproduktion waren nun getrennt. Meist gab es in den Städten Armen- und Arbeitshäuser, Waisenhäuser und schlecht ausgestattete städtische Armenbudgets, ergänzt durch – meist bürgerliche – Privatstiftungen zu je bestimmten Zwecken. Die Verelendung der Landbevölkerung und des Industrieproletariates konnte von diesen Institutionen nicht aufgefangen werden.

Die kirchliche Armenpflege beschränkte sich auf die Initiativen einzelner, christlich gesonnener Laien oder auch engagierter Theologen, die zumeist aus der Tradition von Pietismus und Erweckungsbewegung stammten. Die evangelische Kirche als Institution verließ sich ganz auf die Obrigkeit. Sie stand den Einzelinitiativen distanziert gegenüber und fand kein eigenes Konzept, mit der sozialen Situation fertigzuwerden. Eine Änderung deutete sich erst nach 1848 durch Wicherns Rede auf dem Wittenberger Kirchentag, der Begründung der Inneren Mission, an.

Frauenarbeit und Frauenbewegung im weltlichen Bereich

Die Notwendigkeit, für die Existenzsicherung die eigene Arbeitskraft zu verkaufen, betraf Frauen seit Beginn der Industrialisierung immer mit. Mädchen und Frauen aus bäuerlichen Verhältnissen und aus dem Industrieproletariat, später auch die Frauen aus dem Kleinbürgertum, waren gezwungen, einer Lohnarbeit nachzugehen. Für sie ging es nicht um Identitätsstiftung und »Berufung« und Beruf, sondern um die Erhaltung der Existenz. Die Form der Erwerbsarbeit der Frauen war nicht nur geschlechts- sondern auch schichtenspezifisch, es gab Bildungshürden, Diskriminierungen

und Berufsverbote. Die Frage nach einer Berufswahl stellte sich für sie nicht, auch nicht die nach garantierten Mindestlöhnen und minimalen humanen Arbeitsbedingungen.

Dienstmädchen

Eine Tätigkeitsform, die viele Frauen (auch schon vor der Industrialisierung) ausübten, war die Arbeit als Dienstmädchen. Für junge Mädchen aus bäuerlichen Familien war es üblich, daß sie sich als Dienstmädchen in großbäuerlichen oder städtisch-bürgerlichen Haushalten verdingten. Sie lernten dort Hausfrauenarbeiten und verdienten sich dabei ihre Aussteuer. Sie nahmen den Hausfrauen die Schmutzarbeit und Schwerarbeit, die unstandesgemäße und unwürdige Arbeit ihrer großen Haushalte ab. Die »Herrschaft« hatte die sittliche Verantwortung für ihr Dienstpersonal, ihr kam also elterliche Autorität zu. Das Dienstverhältnis endete meist, wenn das Mädchen heiratete. Ihr Wert auf dem »Heiratsmarkt« wurde nach der Größe ihrer Aussteuer bemessen.

Proletarierinnen

Die Frauen aus dem Industrieproletariat wurden planmäßig in den Produktionsbereich integriert. Sie wurden als physisch schwächer eingestuft und so lag ihr »Wert« und damit der Preis für ihre Arbeitskraft unter dem der Männer. In den Zeiten eines Arbeitskräfteüberangebotes wurden sie vermehrt eingestellt – auch für schwere Arbeit. So drückten sie den Lohn der Männer. Die Existenznot (wenn z.B. der Mann invalide oder arbeitslos war) zwang sie in die Doppelrolle als (Allein)verdienerin und Hausfrau, wobei Hausfrau sein hieß, den Mangel zu verwalten.

»Hausfrauisierung«

Eine dritte Gruppe von Frauen, die auf eine Form entlohnter Arbeit angewiesen waren, stellten die Frauen aus der unteren bürgerlichen Mittelschicht, aus dem Kleinbürgertum, deren Existenz durch die Arbeit der Familien-

väter nicht genügend gesichert war. Da jedoch Industriearbeit für diese Schicht unstandesgemäß war, mußten sie entweder Formen von »Heimarbeit« ausüben (Sticken, Stricken) oder sie gingen etwa als Gesellschafterinnen oder Erzieherinnen gegen Kost, Logie und Taschengeld in großbürgerliche Familien.

Sowohl Männer als auch die Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung sahen hier die Notwendigkeit, Berufe zu schaffen und Ausbildungsgänge einzurichten. Die jungen Frauen sollten einen Beruf erlernen, der sie bis zur Ehe ernähren konnte und sie möglichst auch noch auf ihr späteres Mutterdasein vorbereitete. Durch die Auswirkungen der Technisierung, durch den Wegfall von Produktionsarbeit im Haus wurde langfristig ein Arbeitskräftepotential freigesetzt: Frauen hatten Arbeitsfelder und damit Einflusbereiche verloren, ihre Arbeit wurde zudem geringer bewertet.

Diese Marginalisierung der häuslichen Tätigkeit von Frauen und die Abwertung ihrer Qualifikationen im Produktionsbereich ist ein Phänomen, das mit der Industrialisierung eine neue Qualität bekommt.

Die bürgerliche Frauenbewegung forderte nun das Recht auf Bildung, Ausbildung und den Zugang zur Berufstätigkeit im Rahmen familienarbeitsähnlicher Berufe. So trat Louise Otto, Leiterin des 1866 gegründeten Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF), für eine Gleichberechtigung von Mann und Frau und die Möglichkeit eines gesellschaftlichen sozialen Engagements von Frauen ein.

Dieser gemäßigte Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung betonte die wesensmäßigen Verschiedenheiten der Geschlechter und die kulturelle Verpflichtung der Frauen als Mütter, – entweder in der Familie oder in der Gesellschaft – als Pflegerinnen, Fürsorgerinnen und Erzieherinnen tätig zu werden.

Der radikale Flügel (Hedwig Dohm, Minna Cauer) kämpfte dagegen für öffentliche, politi-

sche Anerkennung, für das Frauenstimmrecht. Nun wurden den bürgerlichen Frauen also Berufe außer der Konkurrenz der Männer geschaffen, die gleichzeitig zur Abdeckung sozialer Notstände nötig geworden waren. Pflege und Erziehung unter christlichen und staatsstreuen Vorzeichen waren gefordert und sollten auch ein Bollwerk gegen die kritische und revolutionäre Selbstorganisation der Arbeiter bilden. Der 1866 gegründete »Lette-Verein zur Förderung höherer Bildung und Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes« hatte z.B. das Ziel, Frauen für den Bereich der Krankenpflege, in handwerklichen Berufen (Schneidern) und für den Verwaltungsbereich (Büroarbeit) auszubilden. Die Lehrerinnenausbildung wurde zu einer weiteren Möglichkeit für Frauen, die einen Beruf ausüben wollten.

Die Diakonissenbewegung

Die Nähe zur Arbeit von Hausfrauen und Müttern kennzeichnet auch den Diakonissen»beruf«, ebenso wie die familiäre Organisation der Mutterhäuser und die Unterordnung unter einen Mann, den Hausvater.

Amalie Sieveking

Amalie Sieveking (1794–1859) weist in ihrer Biographie viele typische Merkmale der bürgerlichen Frau auf, die eine Tätigkeit außerhalb ihrer Herkunftsfamilie anstrebt, welche sowohl ihren Neigungen entspricht, als auch ihr den Lebensunterhalt sichert. Amalie Sieveking unterrichtete zunächst Mädchen in Privatkursen. Sie hatte aber schon bald den Plan, eine christliche Schwesternschaft zu gründen, die unverheirateten Frauen familialen Zusammenhalt und Arbeit im sozialen Bereich bieten sollte.

Anlässlich einer Choleraepidemie in Hamburg (1831) arbeitet sie als einzige bürgerliche Pflegerin im Cholerahospital, nachdem ihr »Aufruf an christliche Seelen« in einer Hamburger Zeitung, in dem sie alle christlichen Frauen aufforderte, mit ihr die Kranken zu pflegen, keine Re-

sonanz gezeigt hatte. 1832 gründete sie den »Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege«, der auf die ambulante Pflege armer Menschen zielte und den Frauen, die diese Pflege übernehmen wollten, einen gesellschaftlich anerkannten Rückhalt geben sollte.

Theodor Fliedner bot ihr 1837 den Posten der Vorsteherin von Kaiserswerth an, was sie jedoch ablehnte.

Amalie Sieveking hatte keine familiären Pflichten; da sie Waise war, lebte sie bei verschiedenen Tanten, denen sie Gesellschaft leisten sollte, was sie jedoch nicht befriedigte. In solchen oder vergleichbaren Situationen befanden sich viele Frauen aus dem Bürgertum, Frauen, die durch die Arbeit in der Familie nicht ausgefüllt wurden, nicht geheiratet wurden oder nicht heiraten wollten. Wohltätigkeit war da beinahe die einzige gesellschaftlich anerkannte Möglichkeit, der Arbeitslosigkeit zu entkommen, wenn Frauen nicht die eher therapeutischen Handarbeiten verrichten wollten. Doch hieß Wohltätigkeit eher Wohltätigkeit in Form von Spenden und Gaben sowie begleitenden seelsorgerlichen Gesprächen. Indem Amalie Sieveking als Pflegerin in ein Hospital ging, übernahm sie eine Arbeit, die bisher von unausgebildeten, schlecht bezahlten »Wärterinnen« verrichtet wurde, Schmutzarbeit unter unzumutbaren hygienischen Bedingungen für alle Beteiligten. Sie erschloß sich und ihren Standesgenossinnen ein neues Arbeitsfeld.

Die Grundsätze ihrer Arbeit als Armenpflegerin beschreibt sie so: »Es sei in ihr eine lebendige Überzeugung des Glaubens, des christlichen Glaubens, ... der die Nachfolge Jesu für seine höchste Bestimmung hält, und auch die daran geknüpfte tägliche Selbstverleugnung mit Freuden übt, der in der Liebe tätig ist, nicht um durch sogenannte gute Werke seine Seligkeit sich zu verdienen, wie der Tagelöhner seinen Tagelohn durch die saure Arbeit des Tages, sondern weil ihn die Liebe Christi also dringt, daß es nimmer anders kann. Liebe erweisen ist ihm

ein Bedürfnis, ... aber dabei zugleich auch Lust und Seligkeit, wie die Befriedigung eines sinnlichen Triebes sie nimmer geben kann.«¹

»Arbeit« und »Liebe«

Bei Amalie Sieveking wird bereits ein bestimmtes Verständnis von Arbeit und Liebe deutlich, das in der weiteren Entwicklung immer wieder hervortritt. Motivation für die Arbeit ist der christliche Glaube, die Nachfolge Jesu. Die Pflegerin soll eine höchste Form von Liebe hervorbringen, die »selbstlose Nächstenliebe«. Der Gedanke an Verdienst oder persönlichen Erfolg darf nicht gedacht werden, weil er niedrig wäre und nicht mit dem reinen »Liebesdienst« zusammenpaßt. Materiellen Lohn für eine Arbeit unter sehr harten Bedingungen zu verlangen ist unehrenhaft! Die »Liebestätigkeit« tritt dabei an die Stelle der »sinnlichen Triebe«, was so interpretiert werden kann, daß in der Krankenpflege eine höhere Befriedigung gesehen wird als in der Erfüllung ehelicher Pflichten; Frauen verzichten, indem sie einen Beruf ergreifen, auf ihre sexuelle Erfüllung, da Beruf und Ehe nicht zusammengehen, weil die Ehe immer schon den »Beruf« Hausfrau und Mutter mit sich bringt ...

Ilona Ostner und Almut Krutwa-Schott beschreiben das Verständnis von Arbeit, das die »Krankenpflege und andere sozialpflegerische Tätigkeiten im letzten Jahrhundert zu typischen Frauenberufen werden ließ«² und es bis heute beeinflusst:

– »ein Verständnis von ‚Arbeit‘, die nicht einfach beschränkt ist auf eine bestimmte Verrichtung innerhalb einer bestimmten Zeitspanne und ausschließlich dem täglichen Lebensbedarf dient; vielmehr eine Konzeption, die mit ‚Arbeit‘ eine umfassende Lebenshaltung ... umschreibt, – eine Lebenshaltung, wie sie für weite Teile der ‚mittelständischen‘ bürgerlichen, vorwiegend protestantischen Schichten bereits im 18. Jahrhundert handlungsleitend war;«³

- eine Auffassung von »Arbeit«, nach der nur Gebrechliche, kinderreiche Witwen und Waisen der Gleichsetzung von Armut und Not mit Arbeitsunwilligkeit, Zügellosigkeit und Faulheit entkommen konnten; die folglich blind machte für gesellschaftliche Ursachen von Arbeit, Armut und Not.
- »ferner eine Arbeitsteilung zwischen sich verfestigenden ‚privaten‘ Lebensbereichen, zwischen z.B. Familie, Frauenarbeit, Frauenleben und dem Berufsleben, der ‚Männerwelt‘; eine Arbeitsteilung, in der die Frau eingebunden blieb in quasi feudale Abhängigkeit, eingebunden in die Vormundschaft des Mannes und so – mehr oder weniger freiwillig und mehr oder weniger bewußt – Gehilfin wurde für seine ‚Werke des Lichts‘, indem sie z.B. seine rastlose Tätigkeit fortschreitender Naturbeherrschung mit ‚Liebe‘ und ‚Mütterlichkeit‘ vorsorgend und wiedergutmachend zu deckt(e).«³

Theodor und Friederike Fliedner

Der Pfarrer Theodor Fliedner orientierte sich nicht zuletzt am Beispiel der Gefängnisarbeit, die Elisabeth Fry in London aufgebaut hatte, als er 1833 mit der ersten Straftlassenen seine diakonische Arbeit begann, indem er eine Strickschule und später zudem eine Kleinkinderschule einrichtete. 1836 eröffnete er eine »Bildungsanstalt für evangelische Pflegerinnen«, die Diakonissenanstalt Kaiserswerth. Die ausgebildeten Pflegerinnen wurden zuerst in Krankenhäuser, später auch in Gemeinden entsendet.

Ohne seine Frau Friederike hätte Theodor Fliedner seine Vorhaben niemals verwirklichen können. Friederike war vor ihrer Heirat bereits Erzieherin im Kinderheim des Grafen v.d.Recke-Volmarstein und wie Fliedner durch die Erweckungsbewegung geprägt.

In einem Werbebrief (Auszüge am Schluß des Artikels) hält Fliedner um ihre Hand an und be-

schreibt gleichzeitig, was er von ihr als seiner Ehefrau verlangt. In diesem Brief sind Grundaxiome für die Berufstätigkeit von Frauen in »Sozialberufen« abgesteckt, die sich hartnäckig halten werden und zurückblickend nur als Überforderung und außerordentlich konfliktträchtig eingestuft werden können.

Fliedner spricht vom »Beruf der Pastorin«. Damit weist er seiner Frau einen über ihr »Ehegattin-Dasein« hinausgehenden Status zu. Das ist ein Fortschritt gegenüber der Einstellung der bürgerlichen Mittelschicht, die nur den von Männern ausgeübten Tätigkeiten den Status eines »Berufes« zubilligten. Fliedner sieht in seiner Frau eine »Gemeindemutter«, bewertet also ihre mütterlichen Fähigkeiten als Qualifikation, die sie zu Pflege, Erziehung und Seelsorge auch außerhalb der Familie befähigt. So wird einerseits die Frauenrolle zementiert, andererseits jedoch dieser Frauenrolle auch die Möglichkeit öffentlicher Betätigung zugesprochen.

Fliedner verdeutlicht ihr aber auch, daß sie für die »private« Reproduktion seiner Kräfte zuständig ist, setzt also ihre sozialen Fähigkeiten gleich doppelt ein. Eindeutig verlangt er von ihr, daß sie sich seiner Autorität beugen muß, die Vergrößerung des Aufgabengebietes von Frauen bedeutet also nicht zugleich auch mehr oder überhaupt ein Mitspracherecht. Fliedner begründet hier gleichzeitig das patriarchale System der unter männlicher Leitung stehenden Mutterhäuser (Hausvaterprinzip).

Zudem verlangt er von ihr, daß sie ohne Widerspruch die Pflege seiner alten Mutter übernimmt – widerspruchslose Fügung also in die Doppelrolle einer überlasteten Hausfrau, Mutter, Altenpflegerin, die gleichzeitig berufstätig ist. Als grundlegende Geisteshaltung verlangt Fliedner von seiner zukünftigen Gattin Selbstverleugnung. Die übt Friederike auch, bis sie 42jährig bei der Geburt eines Kindes stirbt.

Ostner und Krutwa-Schott sehen Theodor Fliedners Leistung vor allem darin, daß er bürgerlichen Frauen ein Tätigsein über die Familie hinaus zugestanden hat, »daß er damit den Ge-

danken vom Beruf als innerweltlicher Pflichterfüllung auch auf Frauen ausgedehnt und hier wiederum nicht nur auf weibliche Tätigkeit in der Familie beschränkt hat; und daß er ferner davon ausging, daß es zur Verwirklichung der besonderen weiblichen Bestimmung einer fortwährenden ‚Bildung‘ weiblicher Eigenschaften und Fähigkeiten bedarf ... Frau-Sein ist fortan nicht nur eine natürliche Bestimmung; Frau-Sein wird zugleich zu einer berufsmäßigen Leistung ..., die aber noch lange nicht angemessen entlohnt werden sollte.«⁴

Die Nähe zwischen dem, was man den Frauen als naturgegebene Wesensmerkmale zuschrieb und ihnen jetzt als Berufung und Beruf andienete, war beabsichtigt und trug die Gefahr in sich, kontraproduktiv gegen die Emanzipation von Frauen zu wirken, was dann ja auch geschehen ist. Fähigkeiten, die der »Hälfte der Menschheit« als quasi genetisch bedingt zugeschrieben werden, die vielleicht gebildet, nicht aber durch abstrakte Lernprozesse mühsam erworben werden müssen (so z.B. das wissenschaftliche Instrumentarium zur Naturbeherrschung von seiten der Männer erworben werden mußte), brauchen nicht teuer bezahlt zu werden. Die Kanalisierung weiblicher Interessen in Kindheit und Jugend bietet schon eine fast hinreichende Grundlage für ihren Einsatz als professionelle Pflegerin ... Das 19. Jahrhundert brauchte eine kostengünstige Lösung für die Probleme, die sich aus der Industrialisierung ergaben. Mit jener ideologischen Grundlegung war die Absicherung der sozialen und gesundheitlichen Schäden einerseits wie auch der arbeitslosen Frauen andererseits gekoppelt und eine effektive Versorgung gewährleistet.⁵

Es fällt heute manchmal schwer, ohne Verbitterung und Zynismus die Leistungen Fliedners und der anderen VorreiterInnen der Frauendiakonie zu bewerten. Zweifelsohne ist die Öffnung der bürgerlichen Berufe auch ihnen zu verdanken, gleichzeitig jedoch auch ihre eindeutige geschlechtliche Kanalisierung, mit deren Folgen wir heute umgehen müssen.

Werbebrief Theodor Fliedners an seine zukünftige Frau Friederike

»Ich fühle es lebhaft, und es ist meine Pflicht, es Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen nur ein treues und liebendes Herz, aber wenig für Fleisch und Blut Anziehendes zu bieten vermag.

Ein Seelsorger, der treu erfunden werden will, muß allen Eitelkeiten und Bequemlichkeiten so sehr absagen, so wenig für sich und so viel für andere leben und sorgen, daß er weder Güter der Erde zu sammeln noch ihrer nach Weltart in Ruhe zu genießen denken darf. Soll die Pastorin ihren Beruf ausfüllen und ihm eine wahre Gehilfin sein, so darf sie in jedem Verleugnen der Welt und ihrer Lust nicht zurückbleiben, muß ebenfalls mehr für andere als für sich leben und sorgen und außer der Erfüllung ihrer hausmütterlichen Pflichten in gewisser Hinsicht Gemeindemutter sein, Arme und Kranke mit Liebe pflegen helfen und in diesem Seelsorgen ihre Freude finden. Zwar weiß ich, daß Ihnen solche Arbeiten keine Last, sondern eine Lust sind, da Sie dieselben bisher in ähnlichen Verhältnissen mit Freudigkeit geübt haben.

Allein bei mir kommt noch das Besondere hinzu, daß ich in dem Wirkungskreis, den mir der Herr für die Gefangenen angewiesen hat, künftig ebensooft, vielleicht noch öfter als bisher werde von Haus abwesend sein müssen, der Gattin daher nicht das werde sein können, was jeder andre Pastor seinem Haus. Und doch darf ich von diesem Missionsberuf nicht lassen, falls der Herr mich länger darin zu arbeiten würdigen sollte. Für ihn zu arbeiten ist Seligkeit, und ich muß gestehen, wenn Pflichten gegen Weib und Pflichten gegen den Herrn in Kollision kommen, so ist es sowohl göttliches Gebot als auch mein ernster Vorsatz, den letzteren Pflichten alle anderen nachzusetzen und somit des Apostels Meinung zu erfüllen: Die da Weiber haben, daß sie seien, als hätten sie keine.

Auf der andern Seite kenne ich keine schönere irdische Aussicht, als in einem so anstrengenden Pflichtenkreis, wo man täglich an seine

Schwachheit und Ohnmacht erinnert wird, sich Stärkung zu holen an der liebenden Teilnahme, an der Fürbitte, an dem freundlichen Mitraten und Mitsorgen einer erheiternden, sanften Gattin wie ein Hans Egede, ein Zinzendorf und so mancher Missionar; als von einer solchen Freundin im Herrn auf seine anklebenden vielen Schwachheiten aufmerksam gemacht zu werden, damit man nicht, wozu man so geneigt ist, im Arbeiten an andern das Arbeiten an sich vergesse, andern predige und selbst verwerflich werde, sondern von ihrem treuen Rat gestärkt, täglich sich reinigend von den Befleckungen des Fleisches und des Geistes Hand in Hand mit ihr fröhlich der Erlösung entgegengehn...

... Noch eine Eigenschaft von mir darf ich nicht unberührt lassen, daß ich nämlich das Recht des Mannes, Herr im Haus zu sein, mit Festigkeit zu behaupten gewohnt bin. Dies lautet abschreckend, ich muß mich daher näher erklären. Auch ich halte es für christliche Pflicht der Ehegatten, daß sie wechselseitig einander zuvorkommen in Nachgiebigkeit, Sanftmut, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, und jeder lieber des andern Willen als den seinen tue. Allein es kann im engen Zusammenleben Fälle geben, und es gibt solcher in jedem, wo in streitigen irdischen Dingen jeder Ehegatte das Recht glaubt auf seiner Seite und das Beste erwählt zu haben, und doch nur einer der beiden verschiedenen Willen ausgeführt werden kann. In solchen Fällen glaube ich nun, daß der Wille des Mannes vorzugsweise gelten und die Frau nachgeben müsse, nach menschlichem und göttlichem Recht, wenn das Wort anders irgendeinen Sinn hat: daß die Weiber ihren Männern untertan sein sollen, und ich halte in solchen Fällen auf Ausübung der Rechte des Mannes, natürlich so lange nur, bis ich eines Bessern überzeugt werde. Würde nun die Frau hier ihren Willen behaupten wollen oder nur unwillig und unfreundlich, mit sichtbarem Widerwillen nachgeben, dann würde das freilich eine Verstimmung in die Harmonie des ehelichen

Lebens bringen, die lange darin nachtönen und widrige Eindrücke in beider Herzen könnte haften lassen; dadurch sie beide im Vorwärtsschreiten auf dem Weg des Herrn hindern und ihren Hausgenossen, wie der Gemeinde ein schädliches Exempel geben würde. Dagegen würde ein williges, freundliches Nachgeben der Gattin um des Herrn willen mich, wenn ich unrecht hätte, am leichtesten zur Einsicht und Gestehen meines Unrechts bringen ...

... Meine Mutter, die jetzt noch eine Haushaltung für sich führt, kann nach einigen Jahren vielleicht diese aufgeben und abwechselnd bei ihren Kindern, davon bis jetzt vier versorgt sind, leben wollen. Einen Teil ihrer Zeit würde sie, wie ich hoffe, alsdann bei mir zubringen, und ich erkenne es als eine süße und heilige Pflicht, ihr in solchem Fall durch möglichste Erheiterung des Abends ihres Lebens einigen schwachen Dank für die unvergeltbare Liebe und Treue, die sie auch mir bewiesen hat, zu bezeigen. Daß ich von der Gattin in diesem Fall und für diese Zeit liebende Mitwirkung und Pflege und schonende Nachsicht für die Schwächen des Alters erwarte, bedarf keiner weiteren Rede ...»

Aus: Anna Sticker, Theodor und Friederike Fliedner, Neukirchen-Vluyn 1965, S. 78ff.

Anmerkungen

- 1 Richard Remé, Amalie Sieveking. Eine Vorkämpferin der christlichen Frauenbewegung, Hamburg 1911, S. 97.
- 2 Ilona Ostner, Almut Krutwa-Schott, Krankenpflege – ein Frauenberuf?, Frankfurt, New York 1981, S. 7
- 3 a.a.O., S. 7f.
- 4 a.a.O., S. 12f.
- 5 Die hier skizzierte Einstellung zum Wesen von Frauen und ihrer Rolle im 19. Jahrhundert ist in der diakonischen Geschichtsschreibung immer wieder zu finden, auch noch im Buch von Hermann Schauer, Frauen entdecken ihren Auftrag, Göttingen 1960. Hier ist schon im Titel die programmatische Linie zu erkennen: Frauen brauchten nur das, wozu sie ja sowieso geschaffen sind, zu »entdecken«: den Pflege- und Liebesdienst in der Familie oder eben im Diakonissen»beruf«. Erst mit den Editionen von Anna Sticker, erst also, als Frauen aus der Diakonie beginnen, ihre Geschichte selbst aufzuschreiben, werden Veränderungen in der Geschichtsbeurteilung erkennbar, bei Anna Sticker noch sehr vorsichtig, aber schon deutlich z.B. in: Anna Sticker, Friederike Fliedner und die Anfänge der Frauendiakonie. Ein Quellenbuch, Neukirchen 1961.

Die Frauen trifft es am härtesten . . .

Die Auswirkungen der internationalen Schuldenkrise auf die Frauen in der Dritten Welt

In den siebziger und frühen achtziger Jahren haben die großen Weltbanken den Entwicklungsländern hohe Kredite gewährt zur Förderung der heimischen Industrie und Landwirtschaft und für Entwicklungsprojekte. Das hohe Zinsniveau trieb die Schulden in die Höhe und die weltweite Rezession erschwerte die Rückzahlungen.

Aufgrund des Drucks des Internationalen Währungsfonds (IWF), der Weltbank und anderer Gläubiger auf die Schuldnerländer, ihr Haushaltsdefizit zu verringern, haben viele ihre Sozialausgaben drastisch gekürzt. Unmittelbare Kürzungen im Gesundheitsdienst, bei der Kinderversorgung und Altenpflege treffen die Frauen am härtesten, denn sie bedeuten eine zusätzliche Belastung. Bei steigender Inflation, wachsender Arbeitslosigkeit, abnehmenden Löhnen und Kürzung von Grundnahrungsmitteln und öffentlichen Diensten sind die Frauen täglich mit der Überlebenskrise ihrer Familien konfrontiert. Wenn Bildungsangebote eingeschränkt werden, trifft das wiederum die Frauen, weil die Erwachsenenbildung für Frauen zuallererst gestrichen wird.

Lateinamerika

In einigen lateinamerikanischen Ländern ist der reale Lebensstandard seit 1981 um 50 % gesunken. Die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen schätzt, daß in Peru 63 % der Haushalte nicht ausreichend ernährt werden. UNICEF berichtet, daß eine Verschlechterung des nationalen Einkommens um 2–3 % in den Entwicklungsländern mindestens eine Einkommensverschlechterung von 10–15 % in den armen Bevölkerungsschichten bedeuten. In Bolivien z. B. sind die Lebensmittelpreise in einem Jahr um das Zehnfache gestiegen. Wenn Lebensmittel knapp werden, verteilt sich das nicht gleichmäßig auf alle Bevölkerungsteile: Kinder, beson-

ders Mädchen, alte Leute und Frauen haben weniger zu essen.

Afrika

Die Antwort vieler afrikanischer Länder auf die Schuldenkrise und den steigenden Bedarf an Devisen zur Tilgung der Schulden war ein verstärkter Anbau von Nahrungsmitteln für den Export. Für den Eigenbedarf wurden weniger Lebensmittel angebaut. Die Ergebnisse sind bekannt: Frauen auf dem Lande – die in den meisten afrikanischen Ländern 90 % der Lebensmittel anbauen – wurden von ihren Feldern vertrieben und auf weiter entfernt liegende und weniger fruchtbare Äcker abgedrängt; die geringen Ressourcen und Investitionen wurden für Exportwaren wie Zucker, Tee, Kaffee und Kakao verwendet statt für den Nahrungsmittelanbau; Frauen mußten als Arbeiterinnen auf den Plantagen für weniger Lohn als die Männer arbeiten und noch zusätzlich für den Anbau der Grundnahrungsmittel sorgen.

Doch der verstärkte Anbau von Exportgütern brachte den afrikanischen Ländern nur kurzfristige Entlastung. Die reichen Kreditgeber – Banken und internationale Finanzinstitute – beherrschen den Welthandel, die Märkte und Preise, selbst die Verarbeitungsanlagen und Schiffahrtsunternehmen.

Die schlimmste Folge der Schuldenkrise in den afrikanischen Ländern sind die fürchterlichen Hungersnöte. Auch sonst ist Lebensmittelknappheit in Afrika eine tägliche Realität. In Nigeria z. B. zwangen steigende Lebensmittelpreise die Frauen, weitere Wege zurückzulegen, um die Familien mit Nahrung zu versorgen. Um Geld zu sparen, verzichteten die Frauen auf öffentliche Verkehrsmittel. Sie waren dadurch viel länger von zu Hause weg; diese Zeit fehlte ihnen dann bei der Essenzubereitung und der Versorgung ihrer kleinen Kinder.

Martina, die Frau eines bolivianischen Minenarbeiters, berichtet

Ich heiße Martina und wohne in Bolivien. Meine Eltern hatten einen kleinen Acker in der Hochebene. Den mußten sie verkaufen, um ihre Schulden zu bezahlen. Mich haben sie damals zu einer reichen Frau gegeben. Dort habe ich gekocht, Wäsche gewaschen, geputzt und auf die Kinder aufgepaßt. Mit den Kindern zusammen habe ich Lesen gelernt. Noch heute kann ich alles buchstabieren, was mir vor die Augen kommt. Aber mein Mann sagt, ich hätte ein Hirn aus Lehm, weil ich das nicht verstehe, was da geschrieben steht. Aber es ist wichtig, daß man lesen und schreiben kann. Man kann einen dann nicht mehr so leicht übers Ohr hauen. Die Frau war gut zu mir, aber trotzdem war ich nicht lange dort. Ihr Mann hat dreimal versucht, mich zu vergewaltigen, als sie gerade nicht zu Hause war. Deshalb bin ich eines Tages einfach nicht mehr vom Einkaufen zurückgekommen.

Mein Mann ist Minenarbeiter. Er geht morgens um sechs Uhr zur Arbeit. Wenn er nachmittags um drei Uhr durchgeschwitzt nach Hause kommt, dann hat er seit morgens nichts gegessen, nur seine Coca gekaut, gegen den Hunger. In die Mine dürfen sie kein Essen mitnehmen. Das wäre aber auch ungesund, wegen all dem Staub und der Hitze und dem Dynamit, mit dem sie sprengen. Seit wir hier im Minendorf wohnen, hat er ständig schlechte Laune. Er meckert an allem herum und schlägt mich, wenn das Essen nicht fertig ist, wenn er heimkommt, – oder die Kinder, wenn sie Krach machen. Manchmal hustet er die ganze Nacht über. Er sagt, er habe Staub in der Lunge. Dann bekomme ich panische Angst, daß er sterben könnte. Die Arbeit in den Minen ist sehr gefährlich. Viele Männer sind

schon in den Gruben gestorben oder haben sich schwer verletzt, wenn Gestein herunterfällt oder beim Sprengen.

Dann müßte ich als Palliri arbeiten, das heißt mit bloßen Händen in den Abraumhalten nach mineralhaltigem Gestein suchen. Da bekommt man dann für die sechs Säcke, die man an einem Tag sammeln kann, gerade 2,50 DM. Das Leben in der Mine ist ein einziger Betrug. Man arbeitet Monat um Monat, aber sie bezahlen nie den vollen Lohn. Ständig ziehen sie eine Menge ab für die Sozialversicherung, für Arbeitsgeräte in der Mine und für andere Sachen. Mein Mann verdient durchschnittlich 250 Mark im Monat, aber das reicht nicht für eine Familie mit sechs Kindern. Deshalb backe ich kleine Pasteten und verkaufe sie auf der Straße.

Wir wohnen hier in einer kleinen Hütte, die der Minengesellschaft gehört. Vier Wände: Wohnzimmer, Eßzimmer, Schlafzimmer, Küche – alles in einem. Unsere vier Betten nehmen fast den ganzen Raum ein, drei Betten für die Kinder und eines für mich und meinen Mann. Es gibt nur zehn öffentliche Latrinen im ganzen Viertel. Und wir haben kein fließendes Wasser. Deshalb ist immer alles so dreckig. Wasser müssen wir von der öffentlichen Zapfstelle holen. Da muß man immer Schlange stehen. Für die Kinder gibt es kaum einen Platz zum Spielen. Die Wände der Hütten sind so dünn, daß man alles hört. Also können die Männer nicht schlafen, wenn sie von der Schicht nach Hause kommen, und lassen ihren ganzen Ärger an der Familie aus.

Ich stehe um vier Uhr morgens auf, mache das Frühstück und beginne dann mit dem Backen. Die Kleinen helfen mir dabei, bevor sie zur Schule gehen. Ich räume die Hütte

aus ihrem Alltag

auf und um acht Uhr gehen wir aus dem Haus. Man muß für alles Schlange stehen, für Gemüse, Fleisch, Brot, Öl. Ich wechsle mich ab mit den Kindern, die erst nachmittags Schule haben. Der eine kauft ein, der andere verkauft die Pasteten. Kleider kosten auch eine ganze Menge. Deshalb nähe oder stricke ich alles selber. Außerdem müssen wir noch die Schulhefte, Schuluniformen und so bezahlen. Aber ich will, daß meine Kinder zur Schule gehen. Mein Mann findet das unnötig, vor allem bei den Mädchen, weil die doch heiraten. Ihre Schulaufgaben machen die Kleinen auf einem kleinen Stuhl zwischen den Betten. Manchmal müssen die Kinder aber auch den ganzen Tag Schlange stehen, weil es gerade irgendetwas wichtiges gibt. Dann kann ich sie nicht zur Schule schicken. Auch wenn ein Kind krank ist, müssen die anderen Kinder zu Hause bleiben und auf es aufpassen, weil ich die Pasteten verkaufen muß, damit wir zu essen haben.

Meine größte Sorge ist, daß sie die Mine eines Tages schließen könnten. Viele Bergleute sind deswegen schon entlassen worden. Der Vorarbeiter meines Mannes sagt, das sei wegen der Auslandsschulden. Deshalb gäbe es auch keine Lohnerhöhungen mehr. Nur die Preise steigen ständig. Das seien die Bedingungen der internationalen Banken dafür, daß sie unserem Land Kredite geben. Aber die Kredite kosten nur wieder Zinsen – und so geht das immer weiter. Alles bleibt beim Alten, – nur wir Armen haben immer weniger zum Überleben. Die Regierung hat versprochen, in anderen Gegenden neue Arbeitsplätze für die entlassenen Bergarbeiter zu schaffen. Aber das sagen die nur so, damit wir nicht aufmucken.

Asien

Auch in Asien gibt es Länder mit enormen Auslandsschulden bei internationalen Finanzinstituten. Die Philippinen sind eine der größten Schuldernationen in der Welt. Die Philippinos machen zwei Gründe für die hohe Verschuldung verantwortlich: die noch von Präsident Marcos eingeleitete Politik der Schuldenaufnahme und die offene Ermutigung dieser Politik durch die Kreditgeber. Die Kreditaufnahme wurde von der Regierung mit der Notwendigkeit für das wirtschaftliche Wachstum gerechtfertigt. Um Auslandsinvestitionen anzulocken, wurden die Löhne bewußt niedrig gehalten (angeblich um im internationalen Geschäft konkurrenzfähig zu bleiben); der Staat stellte die nötige Infrastruktur zur Verfügung: Straßen, Energie, Grundstücke für Exportgüterproduktion; Maschinenanlagen, Ausrüstung und Rohmaterialien wurden mit hohen Kosten importiert. Aber der erwartete Boom stellte sich nicht ein. Die Verstärkung des Exports erhöhte die Abhängigkeit der Wirtschaft von Importen nur noch mehr statt sie zu senken.

Bisherige Lösungen helfen nicht mehr weiter

Wenn Entwicklungsländer ihre Schulden nicht mehr bezahlen können, haben Banken und internationale Kreditinstitute eine Lösung: noch mehr Kredite an die verschuldeten Nationen auszahlen. Die noch laufenden Kredite werden verlängert, damit die Schuldner Zeit gewinnen, ihre Schulden zurückzubezahlen. Die Kreditverlängerung wird im allgemeinen vom IWF koordiniert und ist mit einer Reihe von Einschränkungen in den Schuldnerländern verbunden, und zwar:

- Kürzungen der Regierungsausgaben für Ernährungshilfen
- Einführung von Lohnkontrollen und Abschaffung von Preiskontrollen

- Abwertung der heimischen Währung
- Steuererhöhungen, häufig in Form von Mehrwertsteuer auf Waren
- Kreditbeschränkungen in Form von höheren Zinssätzen.

Obwohl die Motive hinter diesen Maßnahmen klar sind, nämlich mehr Geld für kurzfristige Schuldentilgung freizubekommen, sind die Auswirkungen für die Wirtschaft des Landes katastrophal. Die Möglichkeit, die Schulden je zurückzubezahlen, ist in weite Ferne gerückt.

Grundprinzipien für alternative Lösungen

- *Kein Land der Dritten Welt sollte Finanzen in westliche Länder exportieren, d. h. Dritte-Welt-Länder dürften keine Zinszahlungen oder Kredittilgungen leisten, die höher sind als die Kredite oder Hilfeleistungen, die dasselbe Land erhalten hat. Die augenblickliche Krise kann nur gemildert werden, wenn der jetzt von Süd nach Nord fließende Finanzstrom gestoppt und dann umgekehrt wird.*
- *Die Bedürfnisse der Armen müssen bei neuen Krediten Vorrang haben. Die Bedingungen, die an neue Kredite geknüpft werden, sollen Sozial- und Entwicklungsprogramme fördern; neue Kredite sollen nur gewährt werden, wenn gleichzeitig eine Umverteilung des Wohlstands und ein gerechtes Teilen der Gewinne aus dem wirtschaftlichen Aufschwung gewährleistet sind.*
- *Durch neue Strategien soll das Selbstvertrauen gestärkt und Grundbedürfnisse befriedigt werden. Der wirtschaftliche Druck, den die reichen Länder auf die Entwicklungsländer ausüben, arbeitet den Bemühungen der Armen direkt entgegen, progressive Bewegungen in Gang zu setzen, um Beteiligung an Macht und Wohlstand zu erlangen.*

- *Basisorientierten Bewegungen muß Vorrang gegeben werden, besonders der Frauen und Gewerkschaften. Machtverstärkung zugunsten der Armen ist unabdingbar. Die Hauptbestrebungen sind: Zugang zu Landbesitz und Krediten, Verbesserung der Ausbildung und Erhaltung der wichtigsten Dienste, wie Gesundheitsvorsorge, Wasserversorgung und Hygiene. So wichtig sie auch erscheinen mögen, die Verhandlungen zwischen Nord und Süd und eine neue internationale Wirtschaftsordnung können nur ein Teil der Lösung sein. Politische Mobilisierung und Volksinitiativen an der Basis - und zwar in Nord und Süd - sind lebenswichtige Voraussetzungen beim Kampf für nationale und internationale wirtschaftliche Gerechtigkeit.*

Die Frauen endlich mit einbeziehen

Die spezifisch weiblichen Lebenserfahrungen sollten in der laufenden Diskussion um die internationale Wirtschaftsordnung berücksichtigt werden:

- Befriedigung und Verbesserung der Grundbedürfnisse;
- Stärkung des Selbstvertrauens und des Selbstbewußtseins;
- größere Würdigung der Ressourcen und der Tatsache, daß es vor allem Frauen sind, die mit der Wiederherstellung der menschlichen Kräfte befaßt sind;
- höhere Wertschätzung des menschlichen Lebens, z. B. die Notwendigkeit, die Ausgaben für Rüstung, die Leben zerstören, in Ausgaben für Entwicklungshilfe umzuwandeln, die zur Verbesserung des menschlichen Lebens eingesetzt werden;
- die höhere Wertschätzung der Realität, die Frauen hautnah in ihrem täglichen Leben erfahren.

Was tut die kirchliche Entwicklungshilfe für die Frauen?

Schon seit mehreren Jahren haben die kirchlichen Entwicklungshilfeorganisationen ihr Augenmerk auf die Rolle der Frauen gelenkt. Ein Alarmsignal gab die UN-Frauenkonferenz 1985 in Nairobi, denn es wurde dort festgestellt, daß die Lebensbedingungen von Frauen – trotz aller Bemühungen – schlechter geworden waren. Es war also etwas falsch gelaufen.

Frauen selber begannen, zu erforschen, was die Ursachen dafür waren, und versuchten, Lösungsansätze zu finden.

Es wurde festgestellt, daß die Entwicklungsplanungen und Finanzhilfen sehr oft an Frauen vorbeigegangen waren. Sie waren als Trägerinnen von Veränderung und von Entscheidungen nicht ernst genommen worden. Entwicklungsprojekte behafteten Frauen in ihrer Rolle als Hausfrau, als vom Mann Abhängige, nicht aber als Bäuerinnen, als Produzentinnen und Geschäftsfrauen. Diese traditionelle Rollenzuweisung machte oft blind gegen die tatsächlichen Lebenssituationen der Menschen in ihren verschiedenen Kulturen und Traditionen. Ein Beispiel: In einem Projekt in Peru wurden die Männer über bessere Methoden der Schafschur unterrichtet. Eine Auswertung nach einiger Zeit ergab, daß keine Verbesserung bemerkbar war, weil die neuen Methoden nicht angewandt wurden. Es stellte sich dann heraus, daß die Schafe immer von den Frauen geschoren werden und die Männer die Schafe dabei nur festhalten mußten.

Die kirchlichen Entwicklungshilfeorganisationen haben daher Methoden und Maßnahmen entwickelt, die der wichtigen Rolle der Frauen im Entwicklungsprozeß Rechnung tragen sollen.

So wurden Kriterienkataloge erstellt, die bei der Prüfung von Projektanträgen und bei Besuchen in den Projekten benutzt werden. Dort wird

nach der Beteiligung von Frauen an der Planung und Durchführung gefragt und danach, ob das Projekt etwa gar negative Auswirkungen auf Frauen hat. Helfen die Projekte dazu, Unterdrückung und Diskriminierung von Frauen abzubauen, ihnen Entscheidungsfreiheit und Selbstbewußtsein zu geben?

Die Anzahl der »Frauenprojekte«, also von Frauen und mit Frauen geplante und durchgeführte Maßnahmen nimmt in den letzten Jahren zu. Dabei geht es nicht nur um Starthilfen für sogenannte Einkommenschaffende Projekte, sondern zunehmend auch um die Unterstützung von Frauen, die sich organisieren wollen, die Lernprozesse in Gang setzen und bestimmte gesellschaftliche Mißstände im Blick auf Frauen verändern wollen, z. B. diskriminierende Gesetzgebung, Gewalt gegen Frauen, schlechte Gesundheitsfürsorge etc.

Die Bemühungen der kirchlichen Entwicklungshilfe hier können nur in engem Kontakt und im Gespräch mit den Partnern und Partnerinnen in den Entwicklungsländern stattfinden. Vor allem werden mehr direkte Kontakte mit den Frauen aus der Dritten Welt gesucht, um von ihnen zu lernen. Die Frauen in der Dritten Welt leisten unsagbar viel für das Überleben ihrer Familien und Völker, sie sind mündig und willensstark. Sie wollen sich nicht länger als Objekte unserer Entwicklungsbemühungen behandeln lassen, sondern als Partnerinnen.

»The International Debt Crisis – Women The Hardest Hit«, *Women's World* 17, March 1988, war Grundlage für diesen Artikel, der in Gemeinschaftsarbeit zusammengestellt, übersetzt und ergänzt wurde von Ulrike Baumgärtner, Hildegard Feldtkeller, Gisela Gößner und Eva von Hertzberg.

Niemann, Raul (Hrsg.)

Liebe Eva, lieber David! Briefe

Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1989, 138 S.

Bekannte AutorInnen treten mit Personen des Alten Testaments in Briefkontakt. Dabei setzen sie sich mit den überlieferten Inhalten in engagierter Form auseinander. Teils sind es Liebeserklärungen an große Vorbilder, teils sind es bemerkenswerte Versuche, sich mit unbeachteten oder sogar tabuisierten Eigenschaften der angesprochenen Personen auseinanderzusetzen und so ihr traditionell vermitteltes Bild zu korrigieren.

Viele Autoren haben die Chance genutzt, die biblischen Gestalten in unsere Gegenwart zu holen. Zum Beispiel unterbreitet A. Juhre Kain, dem Baumeister, seine Sorgen über die Entwicklung unserer Städte und zieht Parallelen zum Untergang der großen Kulturen am Indus-Delta. K.-H. Deschner nimmt dagegen König David mit beißendem Zynismus ins Gebet und stellt den großen Kriegsherrn (wie man ihn üblicherweise nennen würde) in eine Reihe mit Hitler und Stalin. Faszinierend liest sich U. Ranke-Heinemanns Liebeserklärung an die »Mutter des Lebendigen«, an Eva. Nur eine männlich geprägte Theologie konnte aus ihr eine Schuldige, tierhaft Böse machen, die zudem zur Hilfskraft des Mannes herabgewürdigt wurde. Sie hebt Evas Rolle als erster Mitmensch hervor, wobei die zeitliche Reihenfolge der Entstehung unwe-

sentlich ist für die Ableitung einer Rangfolge.

Es würde zu weit führen, alle AutorInnen und die von ihnen angeschriebenen Personen aufzuzählen. Die Kompetenz, die in den Briefen spürbar wird, die ungewöhnliche Form der Auseinandersetzung und der Mut, unbequeme Aspekte beim Namen zu nennen, machen das Buch zu einer spannenden und kurzweiligen Lektüre. Die biblischen Gestalten werden greifbar, lebendig und ihr überliefertes Handeln für unsere Zeit übertragbar. Dabei ist jeder Brief eine ganz und gar persönliche Auseinandersetzung. Wer sein Bild beim Lesen des einen Beitrags gerade korrigiert hat, wird im nächsten schon wieder irritiert. Aber gerade diese Widersprüchlichkeiten machen Lust dazu, die Bibel selbst zur Hand zu nehmen, noch einmal nachzulesen und sich selbst damit zu beschäftigen, wie das denn nun eigentlich war mit Eva oder David...

Christine Barth-Hähel

Schmidt, Eva Renate /
Korenhof, Mieke / Jost, Renate

Feministisch gelesen

Ausgewählte Bibeltexte für
Gruppen und Gemeinden.
Gebete für den Gottesdienst.
Bd. 2.

Kreuz Verlag, Stuttgart 1989,
300 S.

Was mögen Lots Töchter einer
Gemeinde am Volkstrauertag
zu sagen haben, oder wie läßt
sich die Grußliste am Ende des

Römerbriefes predigen? Antworten auf diese Fragen versucht der 2. Band »Feministisch gelesen« zu geben, den Eva Renate Schmidt mit zwei Mitstreiterinnen zusammengestellt hat. Die Editorinnen und Autorinnen dieses Bandes setzen sich mit 28 biblischen Texten (18 des AT, 10 des NT) auseinander, die zusammen mit den 32 Texten des ersten Bandes zu einer die sechs üblichen Perikopenreihen ergänzenden 7., feministischen, Predigttextreihe beitragen sollen. Bis diese feministische Perikopenreihe zu predigen sein wird, muß noch ein weiter Weg zurückgelegt werden. Die Schwierigkeiten dieses Weges begegnen auch bei der Lektüre dieses Buches. Bisher hatte sich feministische Exegese fast ausschließlich Texten zugewandt, in denen eine Frau die zentrale Figur ist. Das erleichtert Frauen die Identifikation und sie können die frauenbefreiende Wirkung auf sich beziehen. In »Feministisch gelesen« will man nicht dabei stehen bleiben.

Wenn feministische Theologie ernsthafte Theologie treiben will, muß sie ihr Augenmerk auch auf die biblischen Texte legen, die nur indirekt mitteilen, was Frauen angeht. Biblische Geschichten, die auf den ersten Blick nichts zur Stärkung des Glaubens von Frauen beitragen, zeigen aber nach exegetischer Betrachtung oft, wie Frauen zu Subjekten des Glaubens werden. So nehmen Marie-Therese Wackers Interpretationen von Hos 11 (S. 164) und 1. Kön 17 (S. 127) Leserin und Leser mit in einen spannenden Entdeckungsprozeß, der offenlegt, wie die Bibel weibliche Bilder be-

müht, um eine bleibende Gottesbeziehung zu beschreiben. »Frau sein« wird dabei aber nicht auf die Mutterrolle festgelegt. Die Wertschätzung der Frau – ungeachtet ihrer biologischen Funktion – belegen auch Mieke Korenhofs Auslegungen zum 12jährigen Jesus im Tempel (S. 191), zur Witwentafel aus 1. Tim 5 (S. 238) oder Rosemarie Redford Ruether und Sara Shenks Beobachtung zu Luk 11, 27 (S. 200). Letztere übernehmen dafür die rabbinische Auslegungspraxis des Midrasch, einer die biblischen Texte weiter erzählenden Geschichte, auch um bewußt an die jüdischen Wurzeln unseres Glaubens anzuschließen. Ein weiteres Beispiel jüdischen Schriftumgangs bietet Eveline Goodman-Trau (S. 67) mit ihrer rabbinischen Exegese zum »Schem«, dem jüdischen Glaubensbekenntnis aus Deut 6. Damit reagieren die Editorinnen auf die innerhalb der feministischen Theologie aktuelle Diskussion zum Antijudaismus der feministischen Theologie. Die Problematik zusammenfassender Artikel von M. Korenhof (S. 15) ordnet die beiden Beispiele in einen systematisch-theologischen Rahmen ein.

Nicht alle 28 Bibeltex-te sind – schon allein wegen ihres Umfangs – zu predigen, sondern eher für Bibelarbeit geeignet. Auch die methodischen Hinweise variieren sehr nach Praktikabilität und Länge. Ergänzt werden die 28 Auslegungen durch liturgische Texte (S. 258ff.), unter denen vor allem die Gebete von Hanne Köhler hervorrage-n. Wer feministische Gottesdienste miterlebt und feiert, spürt

wie nötig diese liturgischen und biblischen Texte sind. Denn dem zur Zeit spürbaren Mangel an biblischer Basis in feministischen Werkstätten kann nur durch harte Arbeit mit der Bibel »feministisch gelesen« abgeholfen werden. Aber es bleibt ein weiter Weg.

Katharina Wiefel-Jenner

Siegele-Wenschkewitz, Leonore (Hgin.)

Verdrängte Vergangenheit, die uns bedrängt

Feministische Theologie in der Verantwortung für die Geschichte

Chr. Kaiser Verlag, München 1988, 170 S.

Sieben Autorinnen und ein Autor reflektieren erstmals aus feministisch-theologischer Sicht antijudaistische Implikationen der feministischen Theologie. Ihren Überlegungen liegt die Erkenntnis zugrunde, daß Frauen und Männer nicht nur Opfer patriarchalischer Wissenschaft sind. Als feministische Theologinnen sind sie zugleich Subjekt und Schöpferinnen von Wissenschaft und als solche für ihre Entwürfe verantwortlich. Dieses Wissen macht die Reflexion des historisch-politischen Kontextes ihres Denkens notwendig. Unauflöslich verbunden ist damit das Aufspüren und Überdenken von Segmenten aus der NS-Zeit; die überall vorhandenen Relikte, die nur selten auf

die Ebene des Bewußtseins gehoben werden, beeinflussen unser Theologisieren, unsere Geschichtsschreibung, unsere Philosophie.

Programmatisch der Aufsatz der Herausgeberin Leonore Siegele-Wenschkewitz.

Drei Fragen werden die zukünftigen feministisch-theologischen Forschungen, die sich einer »Theologie nach Auschwitz« verpflichtet fühlen, leiten müssen:

1. Wie erinnert sich christlich-feministische Theologie an die deutsche Geschichte – insbesondere an die NS-Zeit?
2. In welchem Zusammenhang sieht sich die christlich-feministische Theologie – die sich ja als Teil der neuen Frauenbewegung versteht – zur Geschichte der konfessionellen Frauenbewegung?
3. Wie nimmt feministische Theologie ihre Verantwortung in bezug auf ihre Mitwirkung bei der Entstehung christlicher Theologie wahr, welches ist ihr Einfluß auf die Stellung von Frauen innerhalb dieser Theologie und wie bestimmt sie das Verhältnis zum Judentum?

Die Autorin gibt eine Übersicht über ein bis vor kurzem noch weitaus unerforschtes Gebiet. Daß erst in den letzten Jahren KirchengeschichtlerInnen, aber verstärkt auch »Profan«-HistorikerInnen sich der Erforschung der konfessionellen Frauengeschichte zuwandten, zeigt dieser detailreiche Bericht.

Wenn der vorliegende Band die Absicht hat, »zu Bewußtsein zu bringen, daß es überhaupt jüdische feministische Theologie gibt« so ist auch dieses Anliegen

ungewöhnlich. Denn bisher galt – zumindest für die in der Bundesrepublik formulierten feministisch-theologischen Positionen – das Judentum, als der Inbegriff einer patriarchalischen Religion und Kultur. Anfragen einer feministischen Theologie müsse das Judentum deshalb schlechthin ausschließen (vgl. den Aufsatz der Alttestamentlerin Marie-Therese Wacker, *Matriachale Bibelkritik – ein anti-judaistisches Konzept?*)

Die jüdisch-feministischen Theologinnen – Susannah Heschel und Evelyn Goodman-Thau – zeigen in ihren Beiträgen, wie sehr diese Vorstellung einem Klischeebild des Judentums verhaftet ist. Susannah Heschel macht den autobiographischen Bezug ihres Feminismusbegriffes deutlich: »Für mich war Feminismus immer ein Weg, in meiner Identität als Frau und Jüdin zu wachsen. Meine feministisch-theologischen Einsichten sind aus meinen eigenen Erfahrungen und meiner zunehmend geschärften Wahrnehmungs- und Empfindungsfähigkeit als Frau hervorgegangen.« Auf der theologischen Ebene ist der Feminismus zu vergleichen mit der Bedeutung der Aufklärung und der Emanzipation für die jüdische Gemeinschaft vor 200 Jahren. Auf der persönlichen Ebene bringt er vielen Frauen jedoch auch schwierige und schmerzliche Erfahrungen.

Ihre eigenen aufstörenden Erfahrungen mit dem Feminismus, über die Heschel in ihrem Beitrag mit uns spricht, offenbaren eine grundsätzliche Schwierigkeit des Erinnerens und Mitteilens jüdischer feministischer

Erfahrung. Heschel schreibt: »Die Lebensform meiner Familie vor einem deutschen Publikum zu kritisieren, scheint in gewisser Weise ein Verrat zu sein. Gleichzeitig wird durch die kritische Auseinandersetzung des Feminismus mit dem Judentum hervorgehoben, wie lebendig das jüdische Leben ist – trotz der Shoah.«

Dieses Anliegen steht hinter allen Beiträgen dieses interessanten und nicht nur für feministische Theologinnen wichtigen Buches.

Heidi Lauterer-Pirner

Kuckuck, Anke / Wohlers, Heide (Hgin.)

Vaters Tochter

Von der Notwendigkeit, den Frosch an die Wand zu werfen

Rowohlt-Verlag Reinbek bei Hamburg 1988, 262 S.

Die Herausgeberinnen haben sich zur Aufgabe gemacht, »ein Buch zu machen: Töchter sollen über Väter schreiben, über ihre persönlichen, ihre politischen und geistigen Väter, über Vorfäter und Überväter, über Vaterfiguren und Vaters Stellvertreter.« (Vorwörter S. 10).

So entstand ein Buch, das zum Nachdenken anregt über die eigene Beziehung zum Vater, zur Schwester, zur Mutter. Es enthält eine ganze Galerie kurzer Beiträge, in denen jedefrau ihr Verhältnis zum Vater charakterisiert, jeweils ergänzt um ein Foto aus dem Familienalbum.

Es folgen längere Artikel, in denen auch bekannte Frauen zu Wort kommen: Elga Sorge etwa, und Uta Ranke-Heinemann, die sich nicht nur mit ihrem persönlichen Vater auseinandersetzen, sondern auch mit unser aller Vater, mit Gottvater. Viele der bekannten Frauen sind nur auf Fotos vertreten. Sie hatten es abgelehnt, sich öffentlich über ihre Vater-Tochter-Beziehung zu äußern. »Es gibt kaum eine Frau, die sich nicht mit Gewissensbissen, Alpträumen oder größeren Schreibblockaden herumplagt, als wir sie auffordern, ein paar Sätze über ihren Vater zu Papier zu bringen.« (Vorwörter S. 12).

Auch ich habe es letztlich nicht geschafft, eigene Erfahrungen in diese Rezension einzubringen. Die Assoziation von schmutziger Familienwäsche, die man nicht in der Öffentlichkeit waschen sollte, drängt sich immer wieder auf.

Sich mit dem Vater auseinanderzusetzen, »ihm auf gleicher Ebene entgegenzutreten«, bedeutet Auflehnung, Ungehorsam, Revolution im Königreich der Familie. Es bedeutet, den Frosch an die Wand zu werfen, anstatt mit ihm ins Bett zu gehen, wie Vater es befohlen hat. Andere Beiträge befassen sich mit Marilyn Monroe, Inzest, Vatersein, letzteres eine der wenigen Gelegenheiten, wo ein Mann zu Wort kommt.

Ein anderer Mann ist Felix Förster. In seinem Artikel »Stiegfreud und Brünhilde« beschreibt er die typische Vater-Tochter, die sich so stark mit dem Vater identifiziert, daß sie sich selbst für einen Mann hält. Da erkenne ich mich selbst wieder. Ich er-

kenne mich als die Frau, die immer den harten Kerl rauskehrt, nur Hosen trägt, breitbeinig dasteht, die Daumen in die Hosentaschen gehakt. – Die Kriegerkönigin, wie es in dem Test »Frau im Spiegel« heißt.

Hier haben die Autorinnen aus Linda Leonhards Buch »Töchter und Väter« acht Tochter-Typen entwickelt. Die Leserin kann sich anhand von fünf Fragen einem dieser Typen zuordnen.

»Väter und Töchter« ist ein Buch, das jedefrau angeht, denn jede Frau ist eine Tochter. Und es ist ein Buch, das in der rororomann-Reihe erschienen ist, obwohl nicht jeder Mann Vater ist.

Isabel Gößner

Bachl, Gottfried

Der beschädigte Eros

Frau und Mann im Christentum

Herder-Verlag, Freiburg 1989, 93 S.

Die Zeit der schrillen Töne scheint vorbei zu sein in der Auseinandersetzung um das Verhältnis von Frau und Mann. Sie haben qualifiziertem Nachdenken Platz gemacht. Was anderswo ebenfalls beobachtet werden kann, läßt sich auch an diesem Buch nachvollziehen. Der aggressive Feminismus früherer Jahre hat Anfragen an die Kirche gestellt, denen diese – häufig genug – nur unzureichend begegnet ist.

Gottfried Bachl, Professor für Dogmatik in Salzburg, stellt sich ihnen ausdrücklich, wenn er in seinem Buch das Spannungsverhältnis von Frau und

Mann im christlichen Denken verfolgt. In anschaulicher Weise und in wohlthuend schlichter Sprache beschäftigt er sich mit der »Differenz der Geschlechter«, »Frau und Mann vor dem Bösen« und dem »Eros im Zwielficht«. Ausgangspunkt: »Die Spannung zwischen den Geschlechtern ist keine Erfindung der letzten Jahre, sie kommt in alten und älteren Geschichten vor, oft in dramatischer Akzentuierung, immer als offenes Geschehen, das noch nicht zu Ende gespielt ist. Es gibt zwar definitive Erklärungen, das Verhältnis von Frau und Mann sei ein für allemal geordnet und stillgelegt, Systeme, die sich wegen jahrhundertelanger Dauer wie ewig anfühlen, aber am Rande solcher Geltungen schon immer die andere Vermutung, alternative Entwürfe, mindestens den Zweifel an den herrschenden Hierarchien...«

Vielleicht ist es gerade diese Offenheit, dieses nachdenkliche Befragen der Tradition, was dieses Buch so anziehend macht. Zentrale Aussagen bedeutender Kirchenmänner werden unvoreingenommen betrachtet, verglichen mit außerchristlichen Parallelen, erst langsam erschließt sich von biblischer Grundlage her eine vorsichtige Wertung. Da wird ehrlich über männliche Angst vor Abhängigkeit, über Ideologie und Machtstreben gesprochen wie auch über Idealisierung und Abwertung der Frau. Da wird die Rolle des Bösen untersucht in Bezug auf die Rangordnung von Frau und Mann. Und es geht um den Eros als Gott-gewollte Kraft. Alles in allem: ein ansprechendes Buch.

Sabine Fritsch

Friebe-Baron, Christine

Ferne Schwestern, ihr seid mir nah

Begegnungen mit Frauen aus biblischer Zeit

Kreuz Verlag, Stuttgart 1988, 157 S.

Frauengestalten der Bibel – fallen ihnen zu diesem Stichwort, liebe Leser/innen, spontan auch nur Maria, die Mutter Jesu und vielleicht noch Maria Magdalena ein? Frauen der Bibel sind in unserem Bewußtsein kaum präsent, scheinbar vollbrachten eben Männer die für das Wort Gottes relevanten Taten.

Diesem Ungleichgewicht sucht Christine Friebe-Barons neuestes Buch »Ferne Schwestern, ihr seid mir nah« zu wehren. Interessante literarische Formen wie Briefe, fiktive Mono- und Dialoge bilden die Brücke, auf der sich die Autorin mit den theologischen Anfragen unserer Zeit zu den fernen biblischen Schwestern auf den Weg begibt. Sie erörtert dabei die Erfolge der »Militärstrateginnen« Deborah und Judith auf dem Hintergrund der Frauen-für-den-Frieden-Bewegung. Sie wird zur Anwältin Rachels, Dinas und Bathsebas, die angesichts ihrer traurigen Lebensgeschichten Probleme mit dem schweigenden Männergott haben, der ihre Not schlichtweg übersieht. Christine Friebe-Baron läßt aber auch stumme biblische Schwestern zu Wort kommen, wie z. B. die Schwester des verlorenen Sohns, die Frau des reichen Jünglings oder die Frau eines der Arbeiter aus dem Weinberg.

Kritische Briefanfragen seitens couragierter Frauen aus Korinth und Philippi nehmen nicht nur Bruder Paulus' Stellung zur Frau gründlich unter die Lupe und entlarven sie als konträr zur Verkündigung Jesu stehend.

Dies ist nur ein kleiner Themenquerschnitt, der auf die insgesamt 18 anregenden und sprachlich hervorragend dargestellten Schwesternportraits neugierig machen soll. Ein Register mit einer Bibelstellengesamtübersicht wäre schön gewesen, leider sind die entsprechenden Stellen nur am Ende der jeweiligen Darstellung vermerkt.

Christine Friebe-Baron gelang mit ihrem Bändchen wirklich, uns heutigen Schwestern die fern biblischen nahezubringen. Bleibt nur noch, möglichst viele Brüder am Genuß dieser herzerfrischend außergewöhnlichen Auslegungen teilhaben zu lassen.

Ulrike Hofäcker

Schupp, Dieter

Harmonie ist nicht alles

Verlag Ernst Kaufmann, Lahr
1989, 87 S.

Die kirchliche Hochzeit, die Ehe als lebenslange Bindungsform sind die Themen des Buches: »Harmonie ist nicht alles (Gedanken über das Leben in Ehe und Zweisamkeit)«, das Dieter Schupp herausgegeben hat. Es besteht aus einer Sammlung von unterschiedlichsten Texten, Meditationen, Berichten und

Kurzgeschichten, Erzählungen und freien Textübertragungen. Die kirchliche Trauung, zurecht als problematischste Kasualie angesehen, will Schupp in diesem Buch bedenken, schreibt er im Vorwort. Es heißt an späterer Stelle: »Die einzelnen Beiträge... werden und sollen, ... kritisch und also sicher auch mit gemischten Gefühlen gelesen werden.« (S. 9) Genau diese haben sich beim Lesen bei mir eingestellt.

Die Textübertragung von 1. Kor 13 lebt von schönen Formulierungen, ist aber zu lang geraten. Die anschließenden Gedanken zu einem Traugespräch von Barbara Kohlstruck sind sehr realistisch und anregend. Sie schreibt: »Aber haben diesen Segen nicht alle Paare nötig – nicht nur die jungverheirateten?« (S. 19) D. Schupp beschreibt in »... bis der Tod euch scheidet«, Eindrücke von Begegnungen mit jungen Paaren, mit welchem Enthusiasmus sie z. T. ihre Hochzeit planten und wie kurz die Ehe unter Umständen nur andauerte.

Überflüssig fand ich die ständigen wiederkehrenden Angaben, wieviel Zeit sich der Pfarrer im Traugespräch genommen hat. Ich glaube ihm sein Bemühen.

»Und obwohl die protestantische Kirche das Recht des einzelnen auf Ehescheidung kennt..., hängt für sie offenbar alles an der Tradition und wohl auch an der Ideologie; ... bis der Tod euch scheidet.« Der Satz wurde irgendwie zu Dogma.« (S. 32) Ich sehe, daß in vielen Trauungen dem von Schupp beschriebenen Mißstand bereits Abhilfe geschaffen worden ist, indem Alternativformulierungen zu

den oben genannten Traufragen vorgeschlagen sind. Ich verweise auf die alte und die neue pfälzische Trauagende. Deshalb kann ich mich bei aller eigenen Kirchenkritik hier Schupp nicht anschließen. Einladend und leistungswert sind die Kurzgeschichten sowie die Traupredigt.

Heiderose Gärtner

Thormann, Helmut E. (Hrsg.)

Kompetenz und Teilhabe

Hessisches Diakoniezentrum
Hephata, Schwalmstadt-Treysa
1988, 85 S.

Der schmale Bestand von Literatur, die sich mit betriebs- und organisationspsychologischen Erkenntnissen im Raum der Kirche auseinandersetzt, wird durch einen kleinen Aufsatzband aus dem Hessischen Diakoniezentrum recht gewichtig ergänzt. In fünf Aufsätzen werden Fragen abgehandelt, deren Bedenken nicht nur im Bereich der Diakonie, sondern vor allem auch auf den verschiedenen Ebenen der verfaßten Kirche als äußerst sinnvoll, weil oft vernachlässigt, angesehen werden müssen.

Alfred Jäger eröffnet den Reigen mit »Probleme der diakonischen Unternehmen der 90er Jahre«. Er stellt drei Postulate auf: Jüngere Mitarbeiter müssen gewonnen und integriert werden; ein Platz ist notwendig, wo künftige Führungskräfte zu solchen ausgebildet werden (die gute Theo-

logie oder die Liebe zur Sache allein tuts nicht!); ein Platz ist notwendig, an welchem Diakonie wissenschaftlich gepflegt werden kann. Liest man seinen Aufsatz mit Spannung und viel Zustimmung, so ist das bei den anderen kaum anders.

Horst Seibert »Leitung in der Diakonie – Organisationstheorie und Theologie« stellt eine Beziehung her, die in der Diskussion überfällig ist. Sein Aufsatz ist so konzentriert, daß man nur wünschen kann, der Autor könnte diesen Ansatz nochmals und breiter entfalten – als Pflichtlektüre für Bischöfe, Präsidien und Landeskirchenamtspräsidenten.

Helmut E. Thormann »Kommunikationspolitik als leitungsspezifisches Handeln – Die Aufgabe von Öffentlichkeitsarbeit im diakonischen Unternehmen« definiert Öffentlichkeitsarbeit ganz neu und zeigt sie als Teil notwendiger Leitungsaufgaben.

Gerhard Mauch »Aspekte sachbezogener Personalpolitik durch Fort- und Weiterbildung in diakonischen Unternehmen« und Peter Göbel-Braun: »Die Ausbildungsstätte als Chance diakonischer Unternehmenspolitik« diskutieren Aus- und Fortbildung als notwendige Leitungsaufgabe. Wenn dabei Fragen von notwendiger Professionalität und Management diskutiert werden »Mitarbeiter der Kirche... können auf das Instrumentarium der modernen Unternehmensführung (Management) nicht verzichten« (S. 72 – Zitat D. v. Heymann), dann geraten auch diese letzteren Aufsätze ziemlich spannend.

Ich wünsche dem überschaubaren Buch viele Leser auf allen Ebenen der Kirche und noch besser: eine engagierte Diskussion.

Traugott U. Schall

Schultz, Hans-Jürgen (Hrsg.)

Angst

Kreuz-Verlag, Stuttgart 1988, 320 S.

Radikale Humanität ist, wenn gilt: »Wie es ist, kann es nicht bleiben... die Gegenwart ist unüberhörbare Einladung, endlich Humanität zu verwirklichen«. Zeitgenossen, die diese Überzeugung teilen, versammelt H. J. Schultz in seinen Büchern. So preist der Kreuz-Verlag die von ihm herausgegebene Anthologie zum Thema Angst. Schultz kündigt »gerne verschwiegene Erfahrungen« mit der Angst an. Falsche, passive Angst soll zur berechtigten und aktivierenden Angst werden. Ich habe diese Anthologie mit ihren 24 Einzelautorinnen und Autoren in einem Rutsch auf einer langen Fahrt mit der Deutschen Bundesbahn lesen können. Das ist mir bei anderen Anthologien bisher selten gelungen. Mancher Leser/in wird vieles zu knapp, zu vieles altbekannt sein. Hight-Lights gibt es zu finden: z. B. Ruth Cohns offene Beschreibung der Auseinandersetzung der altgewordenen Therapeutin und Autorin mit ihrem Alter. Enttäuschend: die langatmigen Erläuterungen von T. Brocher über die von ihm fantasierten bedrohlichen Folgen

ungehemmter Fortpflanzungslust. Ein alter Mann und ein fast verfehlt Thema. Bei der Auswahl der zu behandelnden Themen scheint sich der Herausgeber am Muster des Lebenszyklus orientiert zu haben, gleichzeitig hat er eine gute Mischung von distanziert und betroffen schreibenden Autoren/innen zusammengestellt. Es fehlen die Armen und ihre Angst, und es fehlt der Blick auf die Angst der Menschen in der 2/3-Welt – ein neuer Band im Kreuz-Verlag? Insgesamt ist das Buch eine gute Lektüre für einigermaßen vorinformierte Leserinnen und Leser. Gut zum Rückversichern im Alltag in der Wahrnehmung eigener und fremder Angst.

Christoph Pompe

Krolzik, Volker / Salzmann, Werner

Kind um jeden Preis?

Beiträge zur ethischen Diskussion der neuen Reproduktionstechniken – Orientierungshilfen für die Beratungspraxis

Neukirchener Verlag 1989, 163 S.

Renommierte Naturwissenschaftler, Ärzte, Juristen und Theologen äußern sich aus ihrer jeweiligen Fachlichkeit zu den brennenden Fragen der Reproduktions- und Fortpflanzungsmedizin einschließlich der Gentechnologie. Behandelt werden Fragen der ehelichen Unfruchtbarkeit und (künstlichen) Fortpflanzungstechnik unter biologischen, medizinischen, rechtlichen und ethischen Gesichtspunkten.

punkten (Professoren Günther Alter, Erwin Deutsch, Peter Petersen, Ursel Theile).

Hermann Barth schreibt zur Herausforderung der Christen und der Kirche durch Fortpflanzungsmedizin und Gentechnologie und bringt auch die wesentlichen Aussagen der EKD-Handreichung »von der Würde werdenden Lebens« zur ethischen Orientierung. Zu Wort kommt auch Wolf-Michael Catenhusen, MdB, der Vorsitzende der Enquete Kommission des 10. Deutschen Bundestages »Chancen und Risiken der Gentechnologie«.

In seinem Vorwort schreibt der Heidelberger Theologe Wolfgang Huber, daß nicht nur Entscheidungsmöglichkeiten aufzuzeigen, sondern auch leicht-

fertige Entscheidungen zu verhindern seien, um »der Verdinglichung des Menschen entgegenzuwirken«. – Die Beiträge überschneiden sich verschiedentlich, was unserer Lernfähigkeit nützlich sein kann.

Vielleicht hätten die Herausgeber den kollegialen »offenen Brief« an die Ärzte der Bundesrepublik Deutschland von Prof. Rudolf Degkwitz nicht so bescheiden als »Anhang« bringen sollen. Degkwitz appelliert an seine Berufskollegen »ihre Stimme zu erheben und nicht zuzulassen, daß das Ethos unseres ärztlichen Berufes dafür in Anspruch genommen wird, menschliches Leben für die Forschung zu ‚verbrauchen‘.«

Fritz-Joachim Steinmeyer

THEMENVORSCHAU

»Krankenhaus« – unter diesem Gesamthema wird das DIAKONIE-Heft 5/1989 (September-/Oktober) stehen. U. a. mit den Einzelbeiträgen »Prägt der Arzt das Krankenhaus? Gespräch mit Prof. Dr. Hermann Heimpel, Universitätsklinik Ulm«; »Pfleger haben heute ein anderes Berufsbewußtsein«; »Wenn der Sozialdienst nicht wäre...«; »Auf dem Weg zum Krankenhaus 2000«; »Naturwissenschaftliche Medizin und christliches Krankenhaus«.

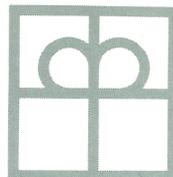
Autorinnen und Autoren zeigen Wege auf, angesichts einer Krankenhausarbeit im Umbruch.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Christine Barth-Hähl, Historikerin, Blarer Straße 4, 7750 Konstanz – Hildegard Feldtkeller, Sachbearbeiterin Abteilung Ökumenische Diakonie* – Pfarrerin Sabine Fritsch, Gartenstraße 1, 6721 Gommersheim – Pastorin Dr. Sybille Fritsch-Oppermann, Lenhartz Straße 29, 2000 Hamburg 20 – Pastor Alex Funke, Carl-Zeiss-Straße 5, 4800 Bielefeld 12 – Heiderose Gärtner, Hauptstraße 27, 6661 Rieschweiler – Gisela Gößner, Mitarbeiterin in der Theologischen Abteilung* – Isabel Gößner, Hagenbeckstraße 60/III, 2000 Hamburg 54 – Diakon Friedemann Götzger, Sonnenstraße 9 a, 8074 Gaimersheim – Eva von Hertzberg, Arbeitsgemeinschaft kirchl. Entwicklungsdienst (AGKED), Frauenreferat, Kniebissstraße 29, 7000 Stuttgart – Ulrike Hofäcker, Richard-Wagner-Ring 12 c, 6710 Frankenthal – Ruth Hoppe, Dipl.-Psychologin, bis 1.4.89 Leiterin der Hauptstelle für Familien- und Lebensberatung in der EK vW, Weilbergstraße 23, 5340 Bad Honnef 6 – Dr. Anne Jensen, Theologin, Hochschulassistentin, Charlottenstraße 21, 7400 Tübingen – Sebastian Klusak, M. A. Gaisbergstraße 91, 6900 Heidelberg – Diakonisse Hanna Lachenmann, Eschersheimer Landstraße 122, 6000 Frankfurt/Main – Heidi Lauterer-Pirner, Historikerin, Erwin-Rohde-Straße 11 a, 6900 Heidelberg – Pfarrer Chri-

stoph Pompe, Dipl.-Psychologe, Bahnhofstraße 58, 4200 Oberhausen 11 – Pfarrer Dr. Traugott Ulrich Schall, Dipl.-Psychologe, Lortzing-Straße 6, 4930 Detmold – Dr. Gerta Scharffenorth, Klingelhüttenweg 10, 6900 Heidelberg 1 – Jutta Schmidt, In der Vogelstang 3, 6900 Heidelberg – Pfarrerin Eva Renate Schmidt, Studienleiterin für Fortbildung und Gemeindeberatung, stellvertretende Präses der Kirchensynode der EKHN, Deutschordenstraße 19 A, 6460 Gelnhausen – Schwester Helga Schöller, Abteilungsleiterin für Gemeindepflege im Diakonischen Werk Württemberg, Heilbronner Straße 180, 7000 Stuttgart 1 – Dr. Erika Schuchardt, Professorin für Pädagogik, Universität Hannover, Geibelstraße 107, 3000 Hannover – Uwe Schwarzer, Referent für sozialpolitische Grundsatzfragen* – Prof. Fritz-Joachim Steinmeyer, Beauftragter der Bonner Stelle* – Ilse Wehrmann, Erzieherin, Dipl.-Sozialpädagogin, Referentin für Evang. Kindertagesstätten Bremen, Toulser Straße 1, 2800 Bremen 1 – Pastorin Katharina Wiefel-Jenner, Wölkstraße 37, 2000 Hamburg 65.

* des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland, Staffenbergstraße 76, 7000 Stuttgart 10



Erna Carle/Irene Ehle – Großheppacher Schwesternschaft

Hoffnung gibt meinem Leben Spannkraft

– Gebete und Meditationen zu farbigen Bildern –
60 Seiten. Fester Einband. DM 19.80

Hartmut Kopf/Diakonische Akademie

Anfragen an die evangelische Ethik

– Bericht über Überlegungen zu einem Arbeitslosenmodell –
Sozialpädagogisches Arbeitsheft 3/4
108 Seiten. Broschiert. DM 10.80

Harald Klemm/Diakonische Akademie

Masken

– Arbeitshilfe für alle, die musiktherapeutisch arbeiten –
Sozialpädagogisches Arbeitsheft 5
ca. 44 Seiten. Broschiert. DM 14.—

Elke Lüttich/Diakonische Akademie

Wenn man mit Händen und Füßen reden muß

– Beschreibung der Aufgaben einer Erzieherin im Behindertenbereich –
Sozialpädagogisches Arbeitsheft 6
36 Seiten. Broschiert. DM 7.80

Maria Hermann Gottes geliebte Töchter

Frauen in der christlichen Gemeinde



Quell Verlag

Maria Hermann Gottes geliebte Töchter

Frauen in der christlichen
Gemeinde.
Aktualisierte Neuauflage
108 Seiten. Format 11,5 × 19,5 cm
Kartoniert. DM 12,80

Entdeckungen in der Bibel. Erfahrungen mit Frauen, die ihrem Leben selbst wenig Bedeutung zumessen, deren Menschlichkeit und Schicksal die Verfasserin berührt und selbst geprägt hat. Versuche von Selbstfindungen, die zu neuer Mitmenschlichkeit und Partnerschaft befähigen.

»Gottes geliebte Töchter« sind die Frauen in der Gemeinde, die Ledigen und die Verheirateten, die

Berufstätigen und die »nur« Hausfrauen, die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und die Theologinnen. Biblische Texte werden mit Erfahrungen in der Gemeinde in Verbindung gebracht. Interessant und packend, einleuchtend und hilfreich weiß Maria Hermann ihre Erfahrungen und Erkenntnisse weiterzugeben.

Maria Hermann, Jahrgang 1925, gehört zu einer Generation von Frauen, für die es alles andere als selbstverständlich war, daß sie einmal ein Pfarramt bekleiden würde. Sie war in der kirchlichen Aus- und Fortbildung tätig und zuletzt Gemeinde- und Klinikpfarrerin in Ulm/Donau.

Quell Verlag

